H. Afr.
8069
d 12

H. Afr. 8069 d
(2

<36605898610016

<36605898610016

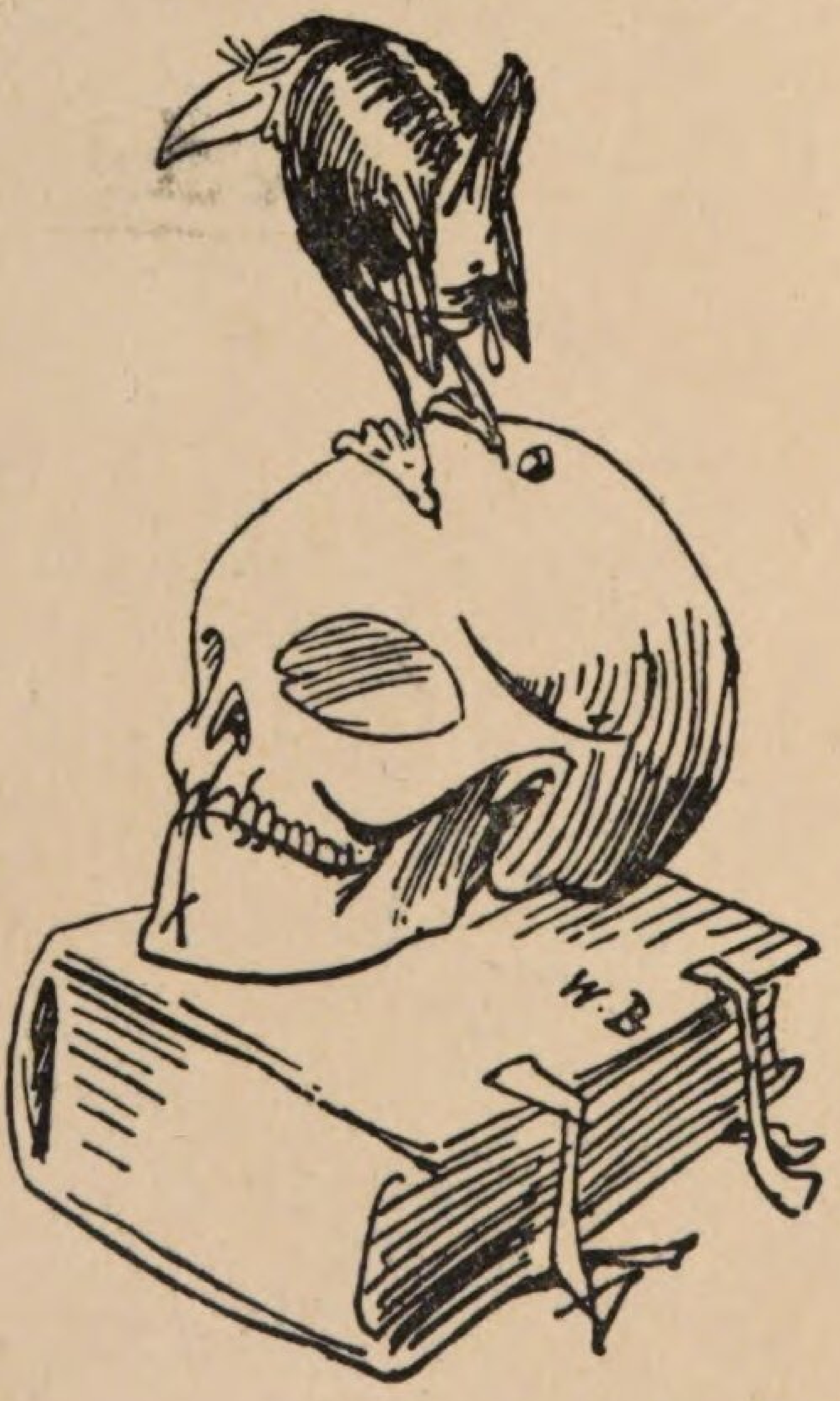
Bayer. Staatsbibliothek

H. Afr. 8069d (2

34 B

H.afr. 8069 d-2

EX LIBRIS



ADOLF
RAMPF

Miniaturgemälde

aus der

Länder- und Völkerkunde

von den

Sitten, Gebräuchen, der Lebensart und den Kostümen der verschiedenen Völkerschaften aller Welttheile;

mit

Landschafts- und Städteprospecten, Ansichten von Pallästen, und Abbildungen anderer merkwürdiger Denkmäler der älteren und neueren Baukunst überhaupt.

Nach dem Französischen deutsch bearbeitet,

herausgegeben

von

August Ehrenstein.

Dritte Lieferung: das westliche Afrika mit 44 Kupfern, zwey Landkarten und einem Musikblatte.

Zehntes Bändchen.

Pesth 1816, bey Konr. Ad. Hartleben.

H. Afr. 8069 d (2

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G84|2900

Einfall der Mohren in die Dörfer der Neger.

Das westliche Afrika,

oder

Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten der Afrikaner zwischen dem Senegal und Gambia und der Mohrenstämme in der großen Wüste; nebst naturhistorischen Bemerkungen und der Geschichte der afrikanischen Colonien.

Aus dem Französischen

des

R. G. V.

---

nach Breton

Mit 44 Kupfern, zwey Landkarten und einem Musikblatte.

Zweytes Bändchen.

Pesth 1816, bey Konr. Ad. Hartleben.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Geschichte, Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten der Afrikaner.

Sahara.

Erster Abschnitt.

Ursprung der Mohren.

Alle Völker, zwischen der Meerenge von Gibraltar und der Mündung des Flusses Senegal, ohne Unterschied, werden von den Europäern unter dem Nahmen Mohren oder Mauren begriffen.

Durch Einheit der Sprache und Religion ist aus hundert Völkern verschiedenen Ursprungs Eine Nation geworden.

Wenn man die verschiedenen Veränderungen, die sich in Afrika ergeben haben, über-

blickt, sieht man in der ältesten Zeit ein Hirtenvolk aus Ägypten, in den westlichen Theil der Wüste getrieben, lange nach den Phönizіern Carthago gründen, diese Stadt, die ihren Handel in die entferntesten Länder ausgebreitet, und durch ihre Reichthümer den Neid der Römer erweckt hat, endlich aber der Macht dieser letzteren unterlag.

Nach der Zerstörung Carthagos verband sich ein Theil der Einwohner mit den Numidiern und Getulern, die dadurch ihre Volkszahl vergrößerten.

Die Römer blieben im Besitze dieses Theiles von Afrika bis zum fünften Jahrhunderte, und wurden dann von den Vandalen vertrieben, die jedoch nach einer Periode einer hundertjährigen Obermacht wieder den Römern weichen mußten.

Im siebenten Jahrhunderte gab eine aus kriegerischem Geiste hervorgegangene Religion dem Erdball eine neue Gestalt; wie ein reißender Strom verbreitete sie sich über alle Theile der Erde, und entriß den Römern ihre Besitzungen in Afrika. Mit wahrer Begeisterung nahmen die Mohren Sprache und Religion der Araber an, weil sie ihren Sit-

ten und Gebräuchen ganz entsprachen. Von kriegerischem Geiste gleich ihren Siegern beseelt, drangen sie nach Spanien ein, gründeten daselbst verschiedene Staaten und brachten Künste und Wissenschaften in Schwung; in der Folge jedoch, durch langen Frieden verweichlicht, wurden sie von den Christen geschlagen und aus Spanien verjagt, und kehrten im Jahre 1610, neunmahl hunderttausend an der Zahl, wieder auf ihren heimischen Boden zurück.

Zahlreiche Schwärme von Juden theilten ihr Loos. Schon in Europa waren sie verächtlich behandelt worden, dieser Zustand währte fort in Afrika, und gränzte mehr an Sclaverey; doch bewahrten sie die Religion ihrer Voraltern.

Im siebenzehnten Jahrhunderte führte der unglückliche Don Sebastian, König von Portugal, eine Armee, die aus dem Kern des Adels bestand, in das Reich Marokko zum Tode; alles was nicht unter dem Schwerte der Sieger fiel, wurde in die Sclaverey abgeführt, oder vermengte sich mit dem siegreichen Volke und nahm den Glauben desselben an.

Die Bewohner der Wüste machen Einfälle

nach Guinea, führen daraus die friedlichen Leute hinweg, und treten auch mit ihnen in Verbindungen, aus welchen neue Geschlechter hervorgehen.

Aus den Trümmern dieser verschiedenen Völkerschaften bilden sich die heutigen Mohren, man trifft bey dieser Nation alle möglichen Abstufungen vom Weißen bis zum dunkelsten Schwarzen.

Die Außenseite der Mohren ist im Allgemeinen durch große Züge, durch ein gelocktes Haar, durch eine frühzeitig gefurchte Stirn, durch scharfe Augen, durch eine Adlernase, durch eingefallene Backen, durch eine abgebrannte Farbe und durch abgefallenes Fleisch ausgezeichnet, sie haben eine hohe, wohlgebildete Gestalt, starke Muskeln, und dünne Beine. Ihre edle Haltung, ihre ernste Miene, und ihr fester Gang lassen für einen Augenblick vergessen, wie listig und betriegerisch sie sind, und ihre Tracht selbst unterstützt diese Täuschung, man glaubt unter Scipionen und Gracchen zu seyn.

Einige Mohren, wie die Einwohner der Reiche Fezz, Marokko und Suz bewohnen Städte und bleibende Wohnsitze; von diesen

werden wir im vorliegenden Werke nicht sprechen. Die übrigen mit Ausnahme eines Theils der Monseleminen, sind schwärmende Völkerschaften oder Hirten, welche die Liebe zur Unabhängigkeit in einem Lande wohnen macht, das die Natur unbewohnbar gemacht zu haben scheint. Wir werden die meisten der Stämme, die Sahara durchstreifen, der Reihe nach anführen und ihre Sitten, Gebräuche und Charakter schildern.

Sahara (ein arabisches Wort, das eine Wüste bezeichnet) erstreckt sich nördlich bis über den dreyßigsten Grad der Breite hinaus, und endet am Fuße des Berges Atlas. Südlich hat sie die Flüsse Senegal und Niger, und westlich den atlantischen Ocean zu Gränzen, und östlich reicht sie bis zum vierzigsten Grad der Länge nach dem Meridian der Insel Ferro.

Sie ist ein Meer aus weißem, feinen, beweglichen Sande, in welchem man nur mit Mühe einige Oasen, d. h. Strecken, findet, die durch Quellen süßen Wassers befruchtet sind. Man glaubt, daß es zwey und dreyßig solcher Oasen gebe, wovon die siebenzehn größten von eben so vielen Stämmen bewohnt sind,

die übrigen aber nur dazu dienen, den Caravanen auf der Reise zu Ruhe- und Erquickungspuncten zu dienen.

Die Caravanen haben nur neun verschiedene Richtungen, in welchen sie die Wüste durchwandern, die Mohren aber durchstreifen dieselbe in allen möglichen Richtungen.

Es ist bekannt, daß alle Jahre eine Caravane von Mekinez über Tatta nach Jarra, dreyßig Meilen östlich von Galam, geht, eine Fahrt, die zweyhundert fünfzig Meilen beträgt.

Zwischen Tombuktu, Tripolis und Cairo, haben häufige Reisen Statt. Es ist also allerdings möglich, Afrika nach seiner ganzen Breite zu durchwandern, vom atlantischen Ocean bis an die Ufer des Nils. Mungo-Park hat diese Wanderung unternommen, noch hat kein Europäer sie ausgeführt, der erste, der mit Kühnheit und Glück sie ausführen würde, wäre eines unsterblichen Ruhmes gewiß.

Zweyter Abschnitt.

Monseleminen und Mohren, Bewohner von Sahara.

Zwischen den Gränzen des Marokkanischen Staats und in der Wüste, in einem Lande, das auf der einen Seite vom atlantischen Ocean, und auf der anderen von Biledulgerid oder dem Dattellande begränzt, und von diesem durch eine Gebirgskette geschieden ist, ungefähr zehn Meilen von St. Croix oder Agades bis auf fünfzehn Meilen über das Cap Nun hinaus wohnt ein unabhängiges Volk mit einer republikanischen Verfassung, ein Volk, das aus Eingebornen des Landes und aus mohrischen Flüchtlingen von Marokko zusammengesetzt scheint; man heißt es das Monseleminische. Es bekennt sich zum Islam mit einer Duldung, die bey den Muhamedanischen Secten äußerst selten ist. Es hat die Gränzen seiner Besitzungen an der Seite gegen die Wüste hin durch hohe Steinsäulen von Strecke zu Strecke bezeichnet, eine Vor-

sicht, die wegen der vielen auf dem Sandmeere herumstreifenden Völkerschaften gar nicht unnütz ist.

Die Monselеminen haben wegen ihres Muthes und wegen der Schwierigkeit, in ihr von kahlen und steilen Bergen umgebenes Land einzudringen, die Meinung für sich, daß sie unbesiegbar sind. Sie sind gebildeter als die Bewohner der Wüste. Die Reichen oder Handwerker bewohnen Dörfer an den Abhängen der Gebirge, ihre Häuser sind aus Steinen erbauet, und mit Terrassen versehen. Sie haben Moscheen, in welchen sie sich alle Freytage versammeln, und gegen die Sitte der Muhamedaner haben sie gerade an diesen Tagen immer einen Markt, auf welchen auch die Araber der Wüste kommen.

Die ärmeren Einwohner oder jene, deren Vermögen in Heerden besteht, durchstreifen die Gefilde, um Weideplätze zu suchen; doch zur Zeit der Aussaat strömen sie alle den Dörfern zu; welchen sie eigentlich zugethan sind. Das Oberhaupt der Familie wählt einen angemessenen Strich Landes, man bearbeitet diesen und säet, und gegen Ende März, drey Monathe nach der Aussaat, wird geerntet.

Sobald das Getreide ausgedroschen ist, verwahrt man es in großen konischen Gruben, die in die Erde gegraben und mit Holz ausgefüllt werden, das man sonach anzündet, um durch das Feuer die Wände zu verhärten. Man reiniget die Gruben, legt die leicht ausgeschwungenen Körner darein, und deckt sie mit Bretern und Erde, so daß niemand, außer ein Glied der Familie, sie zu finden weiß. Das Land ist fruchtbar; man findet einen Überfluß an Feigen, Datteln und Mandeln. Auch erhält man daselbst sehr gute Trauben, die getrocknet werden. In den Ortschaften hält man des Tages zwey Mahlzeiten, auf dem Lande aber nur eine des Abends, um nicht so oft zu den fernen Kornvorräthen hingehen zu müssen.

Die herumstreifenden Familien sind gastfrey; in den Ortschaften findet man diese Tugend nicht, weil sie einen allzu großen Aufwand erfordern würde.

Das Land ist reich und bevölkert; es dient zum Mittelplatze des Handels zwischen der Wüste der Barbarey und den Marokkanischen Staaten.

Die Oberhäupter werden jährlich neu ge-

wählt. Man nimmt diese bald aus mohrkschen Flüchtlingen, bald aus Eingebornen, ohne allen Unterschied. Zur Zeit des Krieges haben sie eine unbedingte Gewalt. Sobald die bestimmte Frist verstrichen ist, geben sie den Alten Rechenschaft über die Verwaltung ihres Amtes, werden nach Umständen belohnt oder bestraft, und treten in die Classe schlichter Privatleute zurück.

Sie haben einen allgemeinen Religionsvorsteher, der ungefähr acht Meilen von Cap Nun, nächst der Stadt Illeric seinen Sitz hat. Sein Ansehen kennt keine Gränzen, gebiethet er Krieg, so greift man zu den Waffen, gebiethet er Frieden, so hören augenblicklich alle Feindseligkeiten auf. Er hat die oberste Rechtspflege, hört dabey die Meinungen der Weisen an, und richtet seine Aussprüche nach ihren Ansichten ein. Er hat kein besonderes Eigenthum und ist dennoch sehr reich, denn jede Familie beeifert sich, ihm jährlich ansehnliche Geschenke zu bringen.

Die Monseleminen haben eine ansehnliche und furchtbare Militärmacht, die in zahlreicher Reiterey besteht. Diese Reiter beweisen zur Zeit des Krieges einen beyspiellosen

Muth und eine gränzenlose Thätigkeit; zur Zeit des Friedens begleiten sie Caravanen für bare Bezahlung, oder sie rauben und sind die fürchterlichsten Diebe.

Die Juden, die in großer Anzahl im Lande zerstreut sind, haben die freye Ausübung ihrer Religion. Sie beschäftigen sich nur mit Handwerken, nie mit dem Feldbau. Sie werden mit Schmach und Demüthigungen überhäuft, und haben nicht einmahl das Recht, sich zu vertheidigen. Ein Jude, der einen Araber tödtet, wird mit dem Tode bestraft; ein Araber aber, der einen Juden ermordet, kommt mit einer leichten Geldbuße davon.

Die Christen werden viel besser behandelt, doch nur, weil die Monseleminen hoffen, für diese ein ansehnliches Lösegeld erhalten zu können. Keine Nation treibt den Geitz zu einem so hohen Grade. Der Reiche, welcher sein ganzes Leben nur damit zugebracht hat, Schätze aufzuhäufen, hinterläßt seinen Erben nicht das Geringste, er verbirgt und vergräbt alles, in der Meinung, noch im andern Leben den Genuß davon zu haben.

Die Sitten und Gebräuche dieses Volkes sind jenen der Mohren in der Wüste Sahara

gleich, wir werden daher bey Gelegenheit dieser letzteren davon sprechen.

Die Einwohner von Sahara führen im Allgemeinen den Nahmen Nars, wir werden sie bald Mohren, bald Araber nennen. Sie bestehen aus mehreren Stämmen unter besonderen Oberhäuptern, doch alle haben gleiche Religion und gleiche Gebräuche.

Das erste Volk, das man nach den Monseleminen trifft, sind die Monscharts. Ihr Nahme ist bey den benachbarten Völkern ein Schimpf, so wie jener der Monseleminen dagegen Achtung gewährt. Die einen sind ein Hirtenvolk, die anderen Krieger, die einen immer der angreifende Theil, die anderen arme Schlachtopfer, und wenn schon der rauhe Boden und das strenge Klima den Monscharts zu einer Brustwehre gegen Unterdrückung dient, so werden doch, wenn sie zur Zeit des Anschwellens der Gewässer sich auf die Gebirge zurückziehen müssen, ihre Heerden den benachbarten Völkern zur Beute.

Man hat die Ursache der traurigen Lage dieses Stammes darin zu finden geglaubt, weil er aus einer Mischung der Mohren mit jenen Portugiesen entstanden zu seyn scheint,

die in den Marokkanischen Staaten zur Zeit der Eroberung derselben durch die Scherifs ansäßig waren, und sich, um dem Tode zu entrinnen, zum Islam bekannten. Da sie, ungeachtet sie die Religion geändert, doch immer das Ziel der Schmach und Verachtung waren, zogen sie sich in die Wüste, und gründeten durch Mischung mit den Mohren den Stamm der Monscharts, allein selbst Jahrhunderte konnten die Makel des Ursprungs nicht tilgen.

Die Monscharts sind im Allgemeinen träge, und von beschränkterem Verstande als ihre Nachbarn, sie beschäftigen sich einzig mit der Pflege ihrer Heerden. Die Weiber werden bey ihnen besser, als bey den übrigen Stämmen behandelt.

Weiter südlich findet man die Stämme der Wadelims und der Labdessebats; die barbarisch und wild, und stets mit einander im Kriege sind.

Diese beyden Stämme bestehen aus starken kraftvollen Menschen mit dichtem Haarwuchs, langem Barte, flammenden Blicken, langen vorhängenden Ohren, und Nägeln von ungemeiner Länge, die sie beym Kämpfen ge-

brauchen; sie flößen Furcht und Entsetzen ein, und verbreiten Schrecken bis an die Gränzen von Marokko.

Im Innern sind die Stämme der Larussi, Uleds, Lathidierim, Chelus und Tukaneß, und mehrere andere, deren Nahmen nicht sehr bekannt sind.

Die Stämme der Trarzats, Bracnats, und Uled-el-Hadghi oder Darmancuts, welche an den Ufern des Senegals wohnen, haben den meisten Verkehr mit den Besitzern der Insel St. Louis. Wir werden später von ihnen zu sprechen kommen.

Unter diesen verschiedenen Stämmen von Cap Boyador bis an die Ufer des Senegal, streift ein unstäter wilder Stamm, der sich selbst als Räuber zu erkennen gibt, der Stamm der Assuna oder Asseraren. Man findet bey ihm weder Heerden noch Handelschaft; er lebt einzig von Diebstahl und Raub, und plündert gestrandete Schiffe, die er durch trügerische Zeichen selbst auf die Klippen gelockt hat. Zuweilen schwärmt er die Ufer des Senegal hinauf, überfällt unvorgesehener Weise die unglücklichen Neger, führt sie in die Sclaverey ab, und steckt ihre Dörfer in Brand.

Oberhaupt der Assunas. Art der Mohren, die Pferde zu fesseln

Zuweilen treiben sie die Räubereyen selbst unter den benachbarten Mohren, entführen ihre Kinder, und verkaufen sie am Senegal; ein Handel, den kein anderer Stamm sich erlauben würde. Sie sind immer unter Waffen, immer auf ihrer Hut, gehaßt und gefürchtet, von den benachbarten Mohren und selbst vom Gouvernement von Senegal erhalten sie Geschenke; das letztere macht ihnen solche vorzüglich in der Hinsicht, weil sie die schiffbrüchigen Europäer gegen ein angemessenes Lösegeld dahin bringen.

Der Verfasser hatte das Oberhaupt und die Vornehmsten dieses Stammes in Senegal gesehen. Ihre Gestalt, ihr Gang, etwas Eigenes in ihrer Tracht, und ihre dichten Haare unterscheiden sie bestimmt von allen übrigen Mohren, und jagen den Negern Furcht und Schrecken ein. (Siehe das Kupfer.) Zur Seite eines Oberhauptes der Azuna's ist ein Pferd an Pfählen. Diese Art das Thier zu einer gänzlichen Unbeweglichkeit zu zwingen, schien dem Verfasser so sonderbar, daß er sogleich diese Zeichnung aufnahm.

Die Stämme Trarzat, Bracnat, und Dar-

mancut besitzen das ganze nördliche Ufer des Senegals.

In sieben Oasen scheinen sie feste Sitze zu haben. In diesen Oasen findet man Palmen, Datteln, und Weideplätze, die ein beständiges Grün schmückt, die jedoch zu klein sind, um der Horde das ganze Jahr hindurch Nahrung zu gewähren, und daher nur für die Zeit der großen Dürre, und für die Regenzeit zum Vorbehalt und zur Aushülfe dienen.

Das Gebieth der Trarzats ist im Westen vom Ocean, im Süden vom Senegal und im Osten vom Weiher Enderer und vom See Cayor begränzt, die nördliche Gränze ist nicht bekannt. In demselben liegt der Gummiwald Sahel, zehn Meilen von Portendick, und zwölf Meilen nordöstlich von den Landungsplätzen des Flusses, welche die Trarzats zu besuchen pflegen. Dieser Stamm besitzt drey Oasen, er zieht sich während der vier Regenmonathe, vom July bis October dahin zurück, die übrigen acht Monathe hindurch aber lagert er sich an den Ufern des Flusses. Man glaubt, ihre größte Oase heiße Hoden.

Die Bracnats und Darmancuts haben

im Süden die Ufer des Senegal, im Osten Sudamar, und im Westen das Gebieth der Trarzats, im Norden aber nichts Bestimmtes zu Gränzen.

Die Oasen dieser verschiedenen Stämme scheinen zwischen dem achtzehnten und zwey und zwanzigsten Grade nördlicher Breite, und zwischen dem Ocean und dem siebenten Grade östlicher Länge zu liegen.

Die beyden letzteren Stämme besitzen die Gummiwälder Al-Fatak und El-Hiebar, und mehrere Salzminen.

Unter den Mohren in Sahara geht die beglaubigte Sage, daß die Stämme der Bracnats und der Uled-el-Hadghi einst nur einen ausmachten. Vor ungefähr vier Jahrhunderten verließ eine Colonie des Stammes Uled die heimische Oase unter Anführung eines Oberhauptes, Nahmens Amar-Abdallah, diese Colonie, nahm den Nahmen Bracnat an, und bemächtigte sich der Wälder Al-Fatak und El-Hiebar.

Amar-Abdallah hinterließ zwey Söhne, und theilte die Uled-Bracnats in zwey Stämme, welchen er seine Söhne vorsetzte. Der eine Stamm behielt den Nahmen Bracnat,

unter dem älteren Sohne Ali-Agrichy, von welchem Hamet Moctar abstammte, der im Jahre 1787 Oberhaupt der Bracnats und Darmancuts war.

Der zweyte Stamm unter Aghi Darmanco, Amars zweyten Sohne, nannte sich, zum Unterschiede von den Bracnats, fortan Uled, zu welcher Benennung noch der Nahme El-Hadghi Darmanco beygefügt wurde.

Er ist bey den Negern nur unter dem Nahmen Darmancut bekannt, und besitzt den Gummiwald El-Hiebar, fünfzehn Meilen von Podor, aus welchem man jedoch größten Theils nur rothes Gummi erhält, welches weniger geschätzt wird als das weiße.

Dieser Stamm bewies stets die größte Achtung für die Bracnats; ja die Interessen beyder Stämme vereinigten sich. Die Darmancuts sind durchgehends Talben oder Priester der Muhamedanischen Lehre. Sie haben ein Oberhaupt, dem sie den Titel Sems gegeben, und ein patriarchalisches Ansehen zugestehen. Diese Würde ist erblich, geht aber auf den ältesten der Familie über. Im Allgemeinen sind sie geitzig und verstellt, doch im Handel haben sie viele Geschicklichkeit, und da

sie in der Eigenschaft als Talben alle arabisch lesen und schreiben können, übertreffen sie alle übrigen Mohren an Bildung.

Die beyden durch brüderliche Bande vereinigten Stämme sind stets Nebenbuhler ihrer Nachbarn, der Trarzats, ja sie waren es seit der ältesten Zeit, und blieben es bey den Anmaßungen der Trarzats, die als Besitzer des Waldes Sahel den Gummihandel mit den Engländern zu Portendick und mit den Franzosen am Hafen Cooks an sich zogen, und von diesen beyden Völkern, wenn die Theilung des Gummihandels geschah, jährlich ansehnliche Geschenke erhielten. Durch diesen Vortheil erlangten die Trarzats größere Reichthümer und mehrere Kriegsvorräthe, und besaßen daher zweckmäßigere Angriffs- und Vertheidigungsmittel.

Als im Jahr 1766 Moctar Agrisch, durch das Recht der Geburt und der Nachfolge an die Spitze der Bracnats trat, entwarf er einen Plan, die Trarzats und vorzüglich Ali-Kuri, ihr Oberhaupt, dessen persönlicher Feind er war, zu stürzen. Er verband sich mit Almamy, dem Oberhaupte der Puhls, von welchen wir später zu sprechen die Gelegenheit

nicht versäumen werden. Die Engländer nährten diese Zwistigkeiten, um sich zu Schiedsrichtern der verschiedenen Stämme aufwerfen zu können, allein die Franzosen ließen, als sie wieder in den Besitz vom Senegal traten, diese politischen Rücksichten unbeachtet. Ali-Kury, von Moctar neuerlich bedroht, verwendete sich im Jahre 1784 beym französischen Gouverneur am Senegal um Unterstützung; man war taub für sein Flehen, und sah bald den Sturm wirklich ausbrechen, der schon seit vielen Jahren herandrohte.

Im Jahre 1785 gewann und entführte Moctar Agrisch die Favorite des Ali-Kury. Diese Beschimpfung, die größte die man einem Mohren anthun kann, erweckte lauten Unwillen unter den Trarzats, und erfüllte das Herz ihres Oberhauptes mit Wuth und Verzweiflung.

Ali-Kury, entweder aus Schwäche oder Besorglichkeit, ertrug diese Schmach durch ein volles Jahr, aber er rüstete sich zum Kriege, und sprach, nachdem die Franzosen ihm eine abschlägige Antwort gegeben, die Engländer um Unterstützung an. Diese gaben ihm Waffen und Munition, und nun wagte er es,

Insel St. Louis durch den Senegal, und flüchtete sich in das Gebieth des Damels, des Fürsten von Cayor, eines Bundesgenossen der Trarzats. Amet Moctar, Ali-Kury's nächster Verwandter, folgte ihm in der Würde, allein seit jenem Schlage gerieth der Stamm der Trarzats in eine Art Verfall, aus welchem er sich noch nicht ganz erheben konnte.

Dritter Abschnitt.

Oberhäupter der Mohren.

Die Mohren oder Araber der Wüste, sind unter allen Völkern die unabhängigsten, und haben den heftigsten Trieb zur Freyheit. Sie erkennen die Obergewalt des Kaisers von Marokko, allein diese Obergewalt ist nur ein Ehrentitel ohne Wirksamkeit. Sie entrichten ihm keinen Tribut, und nehmen keine Befehle von ihm an. Die Einwohner der Wüste theilen sich in Stämme, wovon jeder den Nahmen des ersten Oberhauptes aus einer Familie

die Bracnats herauszufordern und ihnen eine Schlacht anzubiethen.

Das Schlachtfeld war zehn Meilen von der Insel St. Louis.

Moctar Agrish hatte im October 1786 mit seinen Truppen, die ohnehin schon zahlreich waren, noch vierhundert Neger, die ihm Almany, Fürst der Puhls, gegeben, vereiniget. Der Schlag war fürchterlich und blutiger als sonst unter diesen Völkern. Die Trarzats, thaten Wunder der Tapferkeit, allein sie mußten endlich der Übermacht unterliegen, und über die Klinge springen oder fliehen. Ali-Kury, von einer kleinen Zahl Tapferer umgeben, wollte diese Niederlage nicht überleben, er war bereits verwundet, stieg vom Pferde, ließ sein Kleid auf die Erde hinbreiten, und setzte sich darauf mit den Worten: „Es ist Zeit, daß Ali-Kury sterbe." Er reitzte den Feind durch Drohungen, fluchte ihm, und wurde von Sidy Hely, Moctars-Bruder, durch zwey Flintenschüsse getödtet. Die meisten seiner Getreuen hauchten ihren Geist über seiner Leiche aus, indem sie ihn noch rächen wollten. Der Überrest der Armee suchte sein Heil in der Flucht, schwamm im Angesichte der

Mohren – Fürst. Fürstin.

führt, welche die erste Niederlassung in diesen traurigen Gegenden stiftete. Jeder Stamm hat ein eigenes Oberhaupt, wobey strenge die Abstammung aus der nämlichen Familie gehalten wird. Dieser Vorsteher hat bestimmte öffentliche Verrichtungen, wofür ihm von der Horde eine Art Entschädigung zuerkannt wird. Ungeachtet seiner Würde und seiner Reichthümer kann er doch ohne Zustimmung der Nation nichts unternehmen. Oberhaupt seyn heißt bey den Mohren nichts weiter, als das Recht haben, an der Spitze der Nation, wenn diese einen Krieg beschließt, gegen den Feind zu ziehen, oder bey Unterhandlungen den Vortheil des Volkes zu verfechten.

Das Oberhaupt hat durchgehends keine persönliche Auszeichnung. Zur Zeit des Friedens ist ein solcher Fürst von der Menge nicht unterschieden; und ist er besser gekleidet, so ist dieses eine Folge seines Vermögens, nicht seiner Macht.

Wenn er mit den Weißen unterhandelt, ist er von den Vornehmsten seiner Familie umgeben. (Siehe das Kupfer.) Er hat auch gewisser Maßen Minister, Großofficiere. Diese Art Hofhalt hat allerdings einigen Glanz. Er

spricht von seinem Lande und von seinen Unterthanen, wie ein Despot, geht majestätisch einher, gibt sich die Miene der Obergewalt, und läßt sich stets von Dolmetschen und von Guiriots, einer Art Tänzer, und ziemlich erbärmlichen Spielleuten begleiten. Dieser Schimmer ist aber nur ein Gaukelspiel, um die Weißen zu täuschen. Sobald das Schauspiel vorbey ist, essen die angeblichen Minister mit ihm aus einer Schüssel, rauchen aus einer Pfeife, und theilen unter sich die Geschenke, die er erhalten hat.

Wenn ein Mohrenfürst die Weißen besucht, so geschieht es nur wegen des Handelsverkehrs, oder wegen Ausgleichung vorgeblicher Beleidigungen, in jedem Falle handelt es sich um Geschenke, die er erbitten oder ertrotzen will. Ist der Fürst zufrieden gestellt, so wollen auch seine Leute es werden, und zwar jeder nach seiner Würde, kaum kommt aber diese gesammte Schar in die Aduars oder Lager, so macht jeder Ansprüche auf die verschiedenen Geschenke, und wenn der Fürst alles vertheilt, und nichts mehr hat, die Begierlichkeit seiner Leute zu befriedigen, ziehen sie ihn nackt aus, unter dem Vorwande, daß die Weißen ihm

etwas zu seiner Bekleidung nicht versagen werden. Wenn der Fürst ein Geschenk bekommt, das er für sehr kostbar hält, gibt er es seinen vertrautesten Freunden aufzubewahren, oder er stellt sich an, als ob er es gekauft hätte, denn alles, was er kauft, bleibt ihm unverletzt.

Der Fürst wird von seinen Leuten nie außer Augen gelassen, wenn sie mit Weißen zusammen sind, und zwar nicht aus Besorgniß, daß ihm ein Leid geschehe, sondern damit er ja alles mit ihnen theile, was er etwa zum Geschenk erhält. Bekommt er Nahrungsmittel, Getränke, oder auch nur ein Glas Zuckerwasser oder Zuckersyrup, so trachtet jeder davon zu kosten. Die ungestüme Schar bestürmt euch ohne Unterlaß, sprengt selbst Thüren und dringt bis zu euch, und ihr Fürst hat weder den Willen noch die Macht, sie zurückzuhalten. Man muß solche Zudringlichkeiten erfahren haben, um die Unannehmlichkeit derselben nach ihrem vollen Maße zu würdigen.

Vierter Abschnitt.

Lager oder Aduars.

Jeder Stamm theilt sich in Horden, und die Horden bestehen aus einer gewissen Anzahl Zelte, die man Lager oder Aduar nennt. Sie sind bald vereinigt, bald gesondert, je nachdem die Lage des Bodens Weideplätze anbiethet. (Siehe das Kupfer.) Die Zelte bestehen aus Kamehl- oder Ziegenhaaren, die grob gewebt sind, aber einen schwarzen dichten Zeug bilden, durch welchen kein Regen dringt. Es ist das Geschäft der Weiber zu spinnen und diese Zeuge zu weben. Sie haben keinen Webestuhl, jeder Faden des Anschlages ist an einen kleinen, in die Erde geschlagenen Pfahl befestiget, und mittelst kleiner Stäbe werden die Fäden kreutzweise durch den Einschlag gezogen. Das Gewebe ist bey achtzehn Zoll breit. Die einzelnen Stücke des Zeuges werden zu einem Zelte zusammengenäht, das gewöhnlich eine länglich runde Form hat, von zwey verschränkten Pfählen unterstützt wird, und auf der

Lager der Mohren, das Zelt eines Oberhaupts.

einen Seite ganz offen ist. Die Zelte der Fürsten sind meistens viereckig und inwendig zuweilen durch kleine Scheidewände von Thierfellen untertheilt. Auf der einen Seite wird das Pferdzeug und das Hausgeräthe untergebracht, auf der anderen Seite wird geschlafen. Das Bett besteht aus einer künstlich geflochtenen Matte, die mit einem fahlbraunen und mit verschiedenen Farben bestrichenen Thierfelle überzogen ist, in welches allerley niedliche Zeichnungen eingeschnitten sind. Man hat auch Kopfkissen von gleicher Art. Die ganze Familie, Vater, Mutter, Kinder, liegen in einem Zelte beysammen, selbst die Pferde werden daselbst untergebracht. Das übrige Geräthe besteht in zwey großen ledernen Säcken mit allerley altem Zeuge, aus drey bis vier Bocksfellen, aus etwas Stroh für das Vieh, aus einem irdenen Topfe, um Milch zu wärmen und Korn zu kochen, aus einem Kochlöffel, einem Messer, einer Pieke und einem großen Kieselsteine, der beym Einschlagen der Zeltpfähle statt des Hammers dient.

Zur Nachtszeit werden, aus Vorsorge gegen Anfälle von Menschen oder wilden Thie-

ren, die Heerden mitten in das Lager gebracht, mit einem starken Zaume von Dornen umgeben, und durch Hunde bewacht. Man macht auch eine zweyte Umzäunung um das ganze Lager, wenn die Beschaffenheit der Gegend es gestattet, denn zuweilen nimmt das Lager eine Strecke von einer Viertelmeile in zwey Reihen ein.

Die Oberhäupter der Horden sind stets die ältesten der Familie, zuweilen gibt es Private, die weit reicher sind, als sie. Jeder Fürst, in Verbindung mit den Alten, erkennt in allen Angelegenheiten, und gegen sein Urtheil findet keine Einwendung Statt. Nur die Todesstrafe kann er allein nicht verhängen, dazu ist eine Versammlung mehrerer Hordenführer nöthig, und eine solche Versammlung ist auch nöthig, um einen angeklagten Fürsten zu richten. Der Fürst bestimmt, an welchem Orte Lager geschlagen, wann aufgebrochen, und wo Halt gemacht werden soll. Wenn die Weideplätze für die Heerden der gesammten Horde nicht zureichen, theilt sich diese, und der Fürst bestimmt jeder Abtheilung die Plätze zu Lagerstellen. Zuweilen besteht eine solche Abtheilung in Hinsicht auf die Be-

schaffenheit des Bodens nur aus sieben bis acht Zelten.

Das Zelt des Fürsten ist immer das größte und höchste, und im Mittelpuncte der Abtheilungen. Wird eine Strecke, sobald die Weide ausgeht, verlassen, so wählt der Fürst einen anderen Ort. Das Aufräumen ist das ausschließende Geschäft der Weiber, sie legen am Morgen die Zelte zusammen, und laden diese, so wie alles Geräthe, auf die Kamehle. Der Zug geht äußerst langsam, damit die Thiere dabey grasen können. Die Sclaven, Weiße oder Neger, führen die Heerden, und die Weiber die Kamehle, die Mohren aber streifen voraus, um für die Sicherheit des Zuges zu sorgen. Einige aber bleiben hinter den übrigen zurück, um Ziegen, Schafe oder Kamehle, die etwa entlaufen, zu fangen und ihrem Herrn wieder zu bringen. Der Marsch dauert gewöhnlich nicht länger, als fünf bis sechs Stunden.

Die Weiber der Fürsten oder der Begüterten setzen sich auf Kamehle, und zwar mit verschränkten Beinen auf kleine runde und vertiefte Sitze. Zuweilen ist ein kleines Zelt über den Sitz gespannt, um sie gegen die Sonne

zu schirmen. Ein Mohr oder Negersclave führt das Thier an einem Zügel oder an einem Stricke, der an einem über die Nase des Kamehls gezogenen Ringe befestigt ist. (Siehe das Kupfer.)

Zuweilen ereignet es sich, daß der zu einer Lagerstelle bestimmte Ort schon Tags zuvor von einer andern benachbarten Horde besetzt worden ist, und dann heißt es den Marsch fortsetzen. Nach der Breite des Senegals hin muß man in gewissen Gegenden der Wüste die Lager des Windes wegen aufheben, der zu gewissen Perioden des Jahres beständig den gleichen Strich hält. Dieser Wind regt den äußerst leichten Sand auf, der sich bald in ganzen Hügeln, bald in Sandhosen erhebt und die Luft verdunkelt; diese Sandhosen oder Sandsäulen durchlaufen eine ansehnliche Strecke, und überdecken oder verheeren alles, was auf ihrem Wege ist. In einem solchen Falle wird das Lager eiligst abgebrochen und das Lastvieh hastig beladen, man flieht, den Wind im Rücken, so schnell, als ob der Feind an den Fersen wäre. Der Verfasser hat an der Küste der Barbarey nächst dem Senegal solche Sandsäulen gesehen, und erfahren, welche

II. S. 34.

Kamehle einer Mohren-Fürstin

Verheerungen sie anrichten können; er versichert, ohne Bedenken, daß durch dieselben ganze Völkerschaften verschüttet werden könnten.

Regen tritt in Afrika nur vom Juny bis zu Anfang Octobers ein, es wäre eine Art besonderer Naturerscheinung, wenn während der übrigen acht Monathe ein Regentag einträte.

Die Mohren sind bedacht, in der Wüste von Strecke zu Strecke große Gruben zu machen, damit sich darin das Regenwasser sammelt, welches, obschon es sehr bald faul wird, dennoch durch acht Monathe das einzige Getränk der Menschen und Thiere ist. Aus diesem Grunde findet man bey den Stämmen, die mitten in der Wüste wohnen, selten Ochsen und Kühe, diese Heerden sind häufiger bey den Trarzats und Bracnats, weil diese sich öfter am Senegal aufhalten. Das Pferd, ein Gegenstand des Luxus und der Bequemlichkeit, wird oft zur Erhaltung eines Stammes wesentlich nothwendig. Man tränkt es im Nothfalle mit Viehmilch. Nur Reiche können Pferde halten. Die Mohren pflegen entweder aus einem durch Gewohnheit begründeten Geschmacke, oder aus Nothwendigkeit, den Harn der

Kamehle mit Milch zu mischen, und daraus ein Getränk zu bereiten, das nicht so ekelhaft ist, als man denken sollte. Der Verfasser hat diesen Trank gekostet, und nicht so ganz widerlich gefunden. Mit diesem Harn werden auch die verschiedenen Hausgeräthe gewaschen.

Während die Weiber das innere Hauswesen führen, sind Sclaven und Kinder bey den Heerden, um diese zu bewachen. Sie gehen früh um neun oder zehn Uhr von den Zelten aus, und kehren erst mit der Abenddämmerung zurück. Die Kinder nehmen die erforderliche Nahrung mit sich, wofür die Weiber sorgen, die Sclaven leben aber unter dieser Zeit nur von Wurzeln und Früchten, die sie auf dem Felde finden.

Ein Beweis, daß die Mohren in der Wüste Oasen oder Sitze haben müssen, wo sie in gewissen Perioden des Jahres, und zur Zeit, wenn die in der Wüste sich sammelnden Wässer sie vertreiben, regelmäßig ihren Sitz nehmen, geht daraus hervor, weil man in den Lagern, die sie jährlich am Ufer des Senegals aufschlagen, nur wenige Greise, und fast gar keine ganz kleinen Kinder sieht. Man findet in

diesen immer nur junge Leute, oder Menschen in der Blüthe der Jahre.

Fünfter Abschnitt.

Kleidung der Männer.

Die Knaben gehen nackt bis zur Beschneidung, die Mädchen bis zum mannbaren Alter.

Wir werden später vom Kopfputze der jungen Leute sprechen, und von ihrem heißen Verlangen, die Haarbüschel fallen zu sehen, die man ihnen nur nach einer glänzenden That abschneidet.

Der Zuschnitt des Kopfes scheint den Männern ein mahlerisches und antikes Ansehen zu geben. Ihre schwarzen, gleichförmigen Haare reichen nie weiter, als bis an die Wurzel des Nackens, bilden zahlreiche natürliche Locken, und geben ihrem Kopfe den Charakter der alten Römer, mit welchen auch ihre hervorstehenden Züge, ihre ernste und gesetzte Miene, so wie selbst ihre Kleidung, eine täu-

schende Ähnlichkeit haben. (Siehe das Kupfer.)

Die Volkskleidung besteht in einer Art Hemd ohne Ärmel und Naht, ein einziger Punct heftet die Seiten zusammen, und mitten ist ein Loch, durch welches der Kopf gesteckt wird; Hals und Brust sind bloß, und das Kleid reicht nur bis an den halben Schenkel. Es besteht aus weißem Wollenzeuge oder indischer Leinwand, welche die Europäer dahin bringen. Diese Art Tunik wird meistens mittelst eines Gürtels festgebunden. Der größte Theil des Volkes hat kein anderes Kleid, und trägt dieses, bis es in Lumpen abfällt.

Diejenigen, welche keine indische Leinwand oder keine Zeuge aus blaugefärbter Baumwolle haben können, machen ihre Kleider aus einem Stoffe von anderer grober Wolle. Viele tragen Hosen, die nur bis an den halben Schenkel gehen, diese Hosen sind von blauem Zeuge, gegen den Gürtel zu sehr faltenreich, und nur durch eine bewegliche Schleife geschlossen; zwischen den Schenkeln aber offen.

Die Reichen tragen darüber noch eine Art Überkleid, das fünf Ellen lang und fünf Viertel breit ist, von Tunis oder Marokko dahin

II. *Mohr.* *Mohrin.* S. 38.

gebracht wird, und aus einem leichten geschmeidigen Zeuge von Wolle, Ziegen- oder Kamehlhaaren gemacht ist. Dieses Kleid, über die rechte Schulter geworfen, steht ganz ansehnlich, und läßt dem Körper die volle freye Beweglichkeit. Der Stoff hat gewöhnlich einen weißen Grund, und große blaue oder rothe Streifen. Zur Regenzeit und in der Nacht wird ein großer Mantel übergenommen, der renif heißt. Dieser ist ohne Naht, von Ziegen- oder Kamehlhaaren, und dem Regen undurchdringlich. Zuweilen besteht der Mantel, statt aus Wollenzeug, aus Fellen todtgeborner Lämmer, die wohl zugerichtet, mit der rauhen Seite nach außen gekehrt, und künstlich zusammen genähet sind. Dieser Mantel, mit einer Regenkazze, die in eine ziemlich lange Schnur mit einer Quaste endet, ist viereckig; die beyden oberen Enden werden auf der Brust über einander geschlagen, und mit einer Spange festgehalten, die öfters von Silber ist. Der Mantel reicht bis an die Knöchel.

Die Talben oder Priester sind die einzigen, die sich das Haupt mit einem Stück Zeug in der Form eines Turbans umwinden. Zuweilen

binden sie nur einen Streif weiße Leinwand, wie ein Diadem, um den Kopf. (Siehe das Kupfer.)

Eine Art Tasche, Napha genannt, wird um den Hals gehangen, ist aus rothem oder schwarz geglättetem Leder, mit anmuthigen Zeichnungen, und enthält in den verschiedenen Fächern die Münzsorten, dann die Pfeife und Tabak. Sandalen, ebenfalls von gefärbtem Leder, und Gris-gris oder Amulette, in der Form von Halsgehängen oder Armbändern, vollenden den Aufputz, die Fürsten nehmen noch Halsgehänge von Ambra und Korallen mit Goldkörnern gemischt. Sie tragen auch Bänder vom massivem Gold am Arme, und starke Kettchen von eben diesem Metalle an den Füßen.

Als ihren größten Schmuck jedoch betrachten sie die Waffen, für diese tragen sie die meiste Sorgfalt, die Flinten werden in ledernen Säcken bewahrt, um sie vor dem Roste zu schirmen. So halten sie auch die Kalmuken, Kirgisen, Kosaken und die übrigen zahlreichen kriegerischen Horden, die unter russischer Oberherrschaft stehen. Die Mohren geben den Doppelflinten den Vorzug, die Läu-

Talbe, Priester der Mohren.

se sind zum Theile vergoldet, die Kolben dünne und mit Elfenbein oder Silberblättchen belegt.

Säbel werden von ihnen sehr gesucht, vorzüglich jene mit krummen Klingen. Sie verfertigen diese Waffe auch selbst. Der Griff, das Gefäß und die Fassung sind fast immer von Elfenbein und mit Silber belegt, die Scheide von Leder ist ebenfalls mit Silber besetzt. Sie tragen den Säbel stets in der Hand, und bedienen sich nie eines Gewehrgehänges, wenn sie aber zu Pferde sitzen, stecken sie den Säbel in den Gürtel.

Sie haben sehr schöne zweyschneidige Dolche, mit krummen Klingen, der Griff ist immer mit verschiedenen Silberzierathen geschmückt.

Die Armen haben keine Flinten; statt der Dolche tragen sie flandrische Messer in ledernen Scheiden. Eine weitere Waffe sind Stöcke mit Eisen beschlagen. Endlich führen sie Zagayen oder sieben bis acht Schuh lange Lanzen aus sehr leichtem Holze mit einer Eisenspitze, die achtzehn Zoll lang ist.

Sechster Abschnitt.

Kleidung der Weiber.

Ihre langen und äußerst schwarzen Haare sind in mehrere Zöpfe geflochten, und mit Glasperlen, Ambra, Korallen, und zuweilen auch mit Muschelwerk durchwunden. Einige lassen die Zöpfe hängen und verknüpfen nur zwey über der Brust; andere winden dieselben um den Scheitel in einen Kranz. Dieser Kopfputz, wenn er sorgfältig gemacht ist, und auf einer jungen artigen Gestalt mit großen schwarzen lebhaften Augen sitzt, ist allerdings sehr reitzend.

Die alten Frauen winden um diesen Haarkranz einen schmahlen Streifen von blauem Zeuge, der unter dem Kinne hinüber an die andere Seite geheftet wird.

Das Kleid besteht in einem Stücke blauer oder indischer Leinwand, und ist etwas weiter, als jenes der Männer. Statt dasselbe über den Kopf zu werfen, winden sie es um den Leib, so daß die Enden an der Brust zu-

sammen kommen, und an den Schultern befestiget werden können, welches bey den Dürftigen mittelst langer Dornen, die statt der Nadeln dienen, bey den Reichen aber mittelst silberner Spangen geschieht.

Ein anderes Stück Zeug von gleicher Farbe schmiegt sich um die Lenden und reicht bis an die Knöchel.

Ihre Beschuhung besteht entweder in Sandalen, wie jene der Männer, oder in europäischen Pantoffeln von rothem oder gelbem Saffian, nie aber von einer anderen Farbe.

Goldene sehr schwere Ohrgehänge, Halsschmuck von Ambra, Gold, Korallen oder Gewürznelken, Armbänder von Gold, und Kettchen von eben diesem Metalle an den Füßen, zehn bis zwölf Schnüre Glas- und Krystallperlen um die Lenden und zwar auf dem bloßen Leibe, so daß man beym Gehen das Klappern derselben hören kann, endlich Ringe an mehreren Fingern machen die verschiedenen Kleinodien aus, die zur Zierde dienen.

Die Männer sehen sehr auf den Putz ihrer Frauen, aus ihrem Schmucke, so wie aus je-

nem der Sclaven, kann man auf den Reichthum der Einzelnen schließen.

Weder das eine noch das andere Geschlecht trägt Wäsche, und wegen Mangel an Wasser kann man die Kleider nicht waschen, daher sie stets voll Ungeziefer sind. Um sich gegen die Bisse dieses Ungeziefers sowohl, als gegen den Stich der Mustiken und der Maringuins, einer Gattung Insecten wie unsere Mücken, von welchen das Land voll ist, zu schirmen, bestreicht man sich den Leib mit Butter und Fett, das ranzige hat dabey immer den Vorzug; daher der widerliche Geruch dieser Leute, der nur durch lange Gewohnheit erträglich wird.

In gewissen Theilen der Wüste pflegen die Weiber, wenn sie öffentlich erscheinen, das Gesicht mit einer Schürze oder mit einer Art Mantel zu verhüllen, wodurch auch die übrige Kleidung gedeckt wird; nur die Augen lassen sie dabey frey.

Übrigens ist es Sitte, daß sie sich zu gewissen Zeiten in jedem Monathe rund um die Augen, an der Stirne, auf einer Wange und am Kinn roth und schwarz bemahlen.

Siebenter Abschnitt.

Lebensmittel, und Art diese zuzurichten.

Nüchternheit ist die Haupttugend der Mohren; sie sind daher auch im Allgemeinen sehr mager und schwächlich. Sie halten des Tags nur zwey Mahlzeiten, und zuweilen begnügen sie sich mit einer einzigen nach Sonnenuntergang oder wohl gar gegen neun Uhr Abends. Wenn sie sich in den Krieg oder auf Reisen begeben, bleiben sie zuweilen drey bis vier Tage ohne Essen; sie vertreiben sich dann den Hunger dadurch, daß sie den Bauch fest einschnüren, und jeden Tag mehr zusammenpressen. Wehe aber denjenigen, der sie sodann zu Gaste bittet, ihrer zwey sind nach einer solchen Fasten im Stande, ein ganzes Schaf auf einem Sitze aufzuzehren. Der Verfasser dieses Werkchens sah sie in Senegal eine ungeheure Menge Speisen mit unglaublicher Gier verschlingen. Wenn man ihnen ein Schaf gibt, ersticken sie dasselbe, um das Blut nicht zu ver-

lieren, stecken es in glühende Kohlen, und ziehen, ohne zu warten, bis es gahr wird, dasselbe schon nach einer Viertelstunde vom Feuer, essen die Haut, benagen die Hörner und Füße, und verzehren es bis auf die Gedärme, ohne es auch nur ausgeweidet zu haben.

Sechs Pinten Wasser mit Zuckersyrup gemischt, reichen kaum hin, den Durst eines Einzelnen zu stillen.

Die gewöhnliche Nahrung der Mohren, die Nachbarn von Tunis oder Marokko sind, ist Gerste oder Getreide, das zwischen zwey Steinen zerrieben und in Milch gekocht wird. Sie verschaffen sich dieses Korn durch Tausch mit den Einwohnern von Marokko oder mit den Mouseleminen und den Monscharts, die Ackerleute und Hirten sind. Die Bewohner des südlichen Theiles der Wüste haben statt Gerstenmehl ein Mehl aus Hirse, das sie den Negern über dem Senegal abkaufen.

In der Wüste ist, nach dem Morgengebethe, der Mohren erste Sorge, die Kamehlweibchen zu melken. Man treibet das Thier mit Fußstößen auf und nimmt demselben das Strickgeflechte, womit die Zitzen gedeckt sind,

ab. Sogleich lauft das Junge herbey, um zu saugen, doch kaum hat es noch die Lippen mit weißem Schaume gerändert, so treibt auch der Hüter es schon hinweg, stemmt sich mit dem Kopfe gegen das Alte, und preßt bey fünf Pinten Milch aus dessen Eiter. Wenn der Regen die Felder wieder mit Grün belebt, kostet der Hüter von jeder Melkung', und gießt die gesammte Milch in einen Kübel, der unter den Augen der Frau steht. Seine eigene Nahrung besteht in der Milch des letzten Kamehles, das er melkt.

Die Frau stellt seinen Antheil bey Seite, bereitet das Nöthige für ihren Gatten und für die Kinder, und gibt die übrige Milch in ein Bocksfell, in welchem sie der Sonne ausgesetzt bleibt, bis Butter daraus gemacht wird.

Die Art Butter zu machen ist höchst einfach. Man gibt die Milch in eine Bockshaut, hängt diese an drey Stäbe, und hält sie durch zwey Stunden ununterbrochen in Bewegung.

So bald die Butter zu Stande gekommen ist, wird sie in kleine Felle eingeschlossen, in welchen sie einen starken Geruch er=

hält, der dem Geschmacke dieser Wilden mehr zusagt.

Milch ist die Hauptnahrung der Mohren, diese geht ihnen nie aus, und da sie keine Zurichtung braucht, nehmen sie häufig zu derselben ihre Zuflucht; denn Faulheit scheint bey ihnen die Ursache der Mäßigkeit zu seyn.

Die Theurung des Pulvers macht, daß sie sich nicht sehr auf die Jagd verlegen.

Ihre Lebensweise gestattet ihnen nicht, Geflügel aufzuziehen, und nur an großen Festtagen schlachten sie ein Ziegenböcklein, oder eine abgemagerte oder kranke Kuh.

Die Reichen pflegen eine Gattung getrockneten Fleisches zu gebrauchen, das auf folgende Weise zubereitet wird: Sobald der Ochs geschlachtet ist, zieht man das Fleisch ab und zerhauet dieses in zolldicke Stücke; diese taucht man sodann in starkgesalzenes Wasser, und läßt sie durch mehrere Tage an der Sonne trocknen. Das Fleisch erhärtet und hält sich die längste Zeit. Wenn man davon Gebrauch machen will, läßt man es im Wasser wieder weich werden und kochen. Auf Reisen ist es stark im Gebrauche. Der Verfasser selbst fand bey einer Reise in das Innere dieses Lebens-

mittel sehr zweckmäßig. Die Brühe davon ist nicht unschmackhaft.

Sie haben einen eigenen Vorgang, Wasser zu hitzen. Sie machen ein Loch in die Erde, füllen dieses mit Holz, werfen große Kieselsteine in die Mitte, und zünden es unter. Sobald die Kiesel glühen, werden sie in das Wasser geworfen, welches davon aufsiedet. Doch nur jene Stämme, die kein anderes Geschirr als hölzerne Zuber haben, pflegen so vorzugehen.

Der Verfasser hat eine ihrer Speisen gekostet, die eben nicht sehr einladend, doch auch nicht geradezu ekelhaft, und äußerst nahrhaft ist. Man bereitet sie folgender Maßen: Man füllt einen Eimer mit Milch und Gummi, so zwar, daß die Milch nur die Zwischenräume des Gummi ausfüllt. Die Mischung wird wohl unter einander gerührt, bis das Gummi sich gänzlich auflöset, und dann läßt man sie an der Sonne trocknen. Der käsige Theil der Milch, mit dem Gummi vermischt, bekommt Festigkeit; nach einiger Zeit öffnet man den Eimer, läßt einen Theil der Molken ablaufen, und das übrige noch mehr trocknen. Diese Gattung Käse behält

immer einige Weichheit. Auf der Reise werden Stücke für den täglichen Bedarf davon herabgeschnitten.

Sie haben eine eigene Methode das Fleisch zu kochen. Das Schaf oder Lamm, das sie verzehren wollen, wird geschlachtet, ausgeweidet, mit Salz ausgerieben, und dann wieder in sein Fell geschlagen. Man macht ein großes Feuer an, gräbt nach einer Stunde einen Theil der durchhitzten Erde auf, legt das Thier in die Grube, wirft wieder die heiße Erde darüber und deckt diese sieben bis acht Zoll hoch mit kalter Erde, über welcher neuerlich ein großes Feuer angemacht wird, bis man glaubt, daß das Fleisch durchbraten ist. Man zieht es hierauf aus der Grube, wirft das Fell, in das es gehüllt ist, hinweg, und sammelt den Saft des Fleisches in hölzernen Schalen oder Kirbissen.

Das Land enthält viel Wurzelwerk, auch wird eine Gattung Trüffel häufig gefunden. Die Hirten, meistens Negersclaven, pflegen, wie wir bereits bemerkt haben, unter Tags sich davon zu nähren.

Man findet einige sehr säuerliche Früchte, die dem Klima sehr zusagen, eine Gattung

rothe Brustbeeren, und Datteln in mehreren Oasen; diese Frucht und ihre Vortrefflichkeit sind hinlänglich bekannt, als daß sie einer besonderen Schilderung bedürften. Nur die Reichen können sie genießen, da Palmen und Datteln in einem großen Theile der Wüste etwas Seltenes sind. In Jahren der Noth nähren die Armen sich von Heuschrecken, die sie mit Butter braten. Man findet in der Wüste auch ein Korn, Avezud genannt, das dem Senf gleicht. Man zerreibt es zu Pulver und macht einen Teig daraus, der zur Zeit der Noth ebenfalls zur Nahrung dient.

Die Sclaven haben gleiche Nahrung mit den Herren; wenn der Sclave ein Christ ist, bekommt er seinen Theil von dem allgemeinen Vorrathe besonders. Läßt er etwas übrig, was jedoch nur an großen Festtagen sich ereignen kann, so wird das weder von den Weibern noch selbst von den Negersclavinnen angerührt, ja sie sind so ängstlich, daß sie sich nicht einmahl dessen bedienen wollen, was mit der Speise eines Christen in Berührung gekommen ist.

Ein Beweis der Mäßigkeit der Mohren ist ihr weniges Küchengeräthe, das in einem

irdenen Topfe, einem Kessel aus Messing, und einem hölzernen Napfe besteht.

Die Religion verbiethet ihnen geistige Getränke, sie trinken daher Wasser, das mit Zucker oder Zuckersyrup, wenn sie solchen im Handel sich verschaffen können, versüßt ist. Das gemeine Volk trinkt Wasser oder saure Molken. Diejenigen, welche mit Europäern in Verbindung stehen, sind nicht so gewissenhaft als ihre Landsleute, und trinken übermäßig Wein oder Branntwein.

Achter Abschnitt.

Charakter.

Man behauptet, daß auf Oasen im Innern einige Stämme leben, deren wahrhaft patriarchalische Sitten ein Bild der Unschuld und der Tugend sind. Kann man diesen Angaben, so wie den Versicherungen Glauben beymessen, daß einige Mohrenfürsten durch ihre Würde, Geburt, Lebensweise und sorgfältigere Erziehung ihre wilden Landsleute weit

hinter sich zurücklassen? Zur Ehre der Menschheit sollte man wohl, allein im Allgemeinen sind diese Naturmenschen dem Laster näher als der Tugend.

Sind sie religiös, so sind sie es mit dem gröbsten Aberglauben, sind sie gastfrey, so sind sie es mit Widerwillen. Ihr Muth ist nur Wildheit; Kaltblütigkeit entwaffnet sie, und Standhaftigkeit setzt sie in Erstaunen.

Sie sind äußerst träge, und bringen ganze Tage auf ihren Matten mit Schlafen, Rauchen, oder damit zu, daß sie sich das Ungeziefer absuchen lassen. Dieses letztere ist eigentlich ein Geschäft der Weiber, doch auch Männer versagen einander diesen Dienst nicht.

Immer zur Leidenschaftlichkeit geneigt, werden sie durch den geringsten Widerspruch in Hitze gebracht; sie können ihre häuslichen Angelegenheiten nicht verhandeln, ohne daß Zorn aus ihren Geberden und Wuth aus ihren Augen spricht.

Sie unterhalten einander von ihren Großthaten mit einer Ruhmredigkeit, hinter welche sich Feigheit zu verbergen scheint; mit vollen Backen verkünden sie die Zahl der von ihrer Hand erlegten Feinde. Werden diese lä-

cherlichen Prahlereyen widersprochen, so findet sich der eine gekränkt: der Streit wird hitzig, und endet nicht selten mit Dolchstichen. Freylich ist am andern Tage wieder alles vergessen; der Gegner besucht den, welchen er gestern gefährlich verwundet hat, und unterhält sich mit ihm darüber, wie geschickt er den günstigen Augenblick benützt habe, ihm den Stich beyzubringen.

Sie sind verrätherisch und meineidig, und kennen ihre eigenen Gebrechen so gut, daß sie nie unbewaffnet aus dem Zelte gehen. Nie schließen sie einen schriftlichen Vertrag, weil sie wohl wissen, daß derjenige, zu dessen Gunsten derselbe geschlossen wurde, augenblicklich von dem andern, der unterschrieben hätte, ermordet würde.

Sie sind ungemein neidisch, eine kleine Kiste ohne allen Werth, ja die unbedeutendste Kleinigkeit kann den Neid einer ganzen Familie, ja eines ganzen Volkes erregen.

Brisson erzählt, daß der Bruder seines Herrn diesen um die geringe Beute, die er von seinem Sclaven erhalten hatte, gar sehr beneidete, und ihm (Brisson) einst als eine Kleinigkeit vorschlug, in der Nacht seinen Bru-

der zu ermorden, wozu er ihm seinen eigenen Dolch anboth, und wofür er ihn zur Belohnung nach Marokko zu führen versprach. Der Antrag wurde mit Abscheu zurückgewiesen, doch schon wenige Tage darnach von dem Vetter Sidy-Muhammeds, der ihm unter allen Verwandten am meisten zugethan schien, dringend erneuert. Mehr als einmahl sah er diesen Mann, einen der angesehensten der Horde, Nachts heimlich in Muhammeds Zelt schleichen, um einiges Eisenwerk, und andere ganz unbedeutende Dinge zu entwenden.

Die jungen Leute werden sehr zeitlich angewiesen, den Dolch zu führen, und ihre Gegner mit den Nägeln zu zerfleischen. Die Mohren verfertigen auch ein eigenes Werkzeug zu diesem Zwecke; es ist von Eisen, hat die Form eines einfachen Kammes, ist ausgezahnt wie eine Säge und endet rückwärts in einen Ring, mittelst welchem es an den Mittelfinger befestiget wird. Zeitlich mit dem Laster vertraut gemacht, scheinen sie bey der Ausübung desselben Gefühle zu haben, die sonst nur die Tugend erweckt.

Von frühester Kindheit an haben die Knaben ganz ihren Willen, sie finden nirgends

den geringsten Widerstand, und können daher auch gar keinen Widerspruch ertragen. Mit zwölf bis vierzehn Jahren führen sie schon das Wort, sprechen mit Nachdruck, reden sogar mit den Alten über politische Angelegenheiten, und zuweilen mit eben so vielem Scharfsinne als ein reifer Mann.

Unwissend und eitel halten sie sich für das erste Volk in der Welt; von den übrigen Theilen der Erde haben sie keinen Begriff. Die Sonne, der Mond, und die Sterne, die sie Kinder des Mondes nennen, sind nur ihretwegen geschaffen, und einzig da, um ihre Fasttage und ihre Bethstunden zu bezeichnen. Sie glauben, daß die Europäer auf den Schiffen geboren werden, und dort leben und sterben, und daß sie weder Felder noch Ernten haben, ja sie können sich nicht genug wundern, daß wir nur durch Farbe und Sprache uns von ihnen unterscheiden.

Die Weiber bringen ganze Tage mit Klatschereyen hin, und sind Schleckmäuler ohne Gleichen. Die meisten setzen sich Schimpf und Schande aus, um einen Bissen Fleisch von Kamehlen oder Ziegen zu erhalten, wenn sie wissen, daß in irgend einem Zelte eines ge-

kocht wird. Wir werden später sehen, wie verachtet die Weiber bey diesem Volke sind (jene ausgenommen, die Knaben zur Welt gebracht haben), und wie wenige Sorge für die Erziehung der Mädchen getragen wird.

Neunter Abschnitt.

Religion.

Die Religion der Mohren ist der Islamismus, doch mit Änderungen, welche Sitten und Klima nothwendig machen. Er ist auch durch den gröbsten Aberglauben entstellt. Alle Mohren sind beschnitten. Die Knaben werden dieser schmerzhaften Operation in dem Alter von sieben bis acht Jahren unterzogen. Auch Weiber finden sich zuweilen, welche die Beschneidung erhalten haben. Täglich vereinigen sie sich sehr gewissenhaft zum Gebethe. Vor Sonnenaufgang ruft der Priester (Talbe oder Marabut) mit lauter Stimme und mit den Worten: I Allah acubar! die Horde zu-

sammen; jeder begibt sich in die Mitte des Lagers. Der Priester, durch seinen langen Bart, und durch seine von Fasten entmagerte Gestalt ausgezeichnet, die in einen langen Mantel von halb weißem, halb rothem Zeuge ganz eingehüllt ist, trägt eine Art Rosenkranz in der Hand, der aus hundert fünfzehn schwarzen Kügelchen besteht, und stimmt mit schmetternder Stimme in einem düstern Tone das allgemeine Gebeth an. Das Volk ist in eine Reihe gereihet, mit dem Gesichte gegen Aufgang gekehrt. Jeder bedeckt das Haupt mit dem Kleide; der Priester beugt sich zur Erde, streift den Sand, auf dem seine Füße gestanden, hinweg, nimmt eine Handvoll Sand oder Erde, die noch nicht beschmutzt worden, und reibt sich damit, aus Mangel des Wassers, die Stirne, das Gesicht, die Hände und die Arme bis an den Ellbogen, um sich zu reinigen. Das Volk ahmt alle diese Handlungen nach.

Nach dem Gebethe bleiben sie noch einige Zeit niedergebeugt, zeichnen mit den Fingern verschiedene Figuren in den Sand, und fahren mit der Hand um den Kopf herum, als ob sie sich eine heilige Salbung geben woll-

ten. Bey dem Gebethe befleißigen sich die Mohren der tiefsten Andacht und größten Ehrerbiethigkeit. Die Weiber, die nur dem Gebethe am Morgen, und jenem um zehn Uhr Abends beywohnen, stellen sich an den Eingang der Zelte, ebenfalls gegen Aufgang gekehrt.

Die meisten Araber sind in Hinsicht der Religion sehr unduldsam. Nur die Monscharts haben andere Ansichten. Die jüdische Religion allein ist bey ihnen verrufen, nie wagt es ein Jude, den Fuß auf ihr Gebieth zu setzen, wenn man ihn träfe, würde er lebendig verbrannt; die charakteristischen Merkmahle in Gestalt und Kleidung würden ihn bald verrathen.

Den Greisen wird die größte Ehrfurcht bezeigt, wessen Standes sie auch seyn mögen. Sie haben gleiches Ansehen und gleiche Vorrechte mit den Priestern und mit jenen Mohren, die das Grab Mahomets als Pilgrimme besucht haben.

Da sie, wie alle Mahomedaner, eine Vorherbestimmung glauben, so hört man keinen Mohren über irgend einen Verlust klagen. Er sucht jedes Unglück möglichst zu ver-

meiden, wenn es ihn aber trifft, so ist der Ausdruck: Gott hat es so gewollt! seine einzige Äußerung, und sein einziger Trost.

Selten wallfahrten die Mohren nach Mekka zum Grabe Mahomets; jene aber, die so glücklich waren, dahin zu kommen, werden durch die Benennung Sidy, die so viel als Herr heißt, ausgezeichnet, während die übrigen nur den einfachen Unterscheidungsnahmen führen, den sie bey ihrer Geburt erhielten. Die große Fasten, Ramadan, halten sie mit Strenge, ja wenn einer, seiner Gesundheit wegen, dieselbe einige Zeit aussetzen muß, glaubt er sich verpflichtet, in der Folge noch eben so viele Tage nachzufasten, als er früher aussetzte. Die Priester sind verheirathet, und haben so viele Weiber, als sie ernähren können. Von allen Seiten werden sie mit Geschenken überhäuft, sie kommen daher wegen ihres Unterhalts nie in Verlegenheit.

So eifrige Mahomedaner die Mohren sind, so abergläubisch sind sie auch zu gleicher Zeit. Der Aberglaube wird von ihren Priestern genährt, weil diese dabey ihren Vortheil finden. Sie handeln mit Talismanen und Amuletten (Gris-gris), die man Tere, d. i. Schriften

nennt. Sie bestehen aus Stellen aus dem Koran, die geschickt in Leder eingemacht sind. Das Volk betrachtet sie als ein Verwahrungsmittel gegen alle Gattungen Übel. Diese Gris-gris werden theuer bezahlt, man heftet sie an die Zelte, Ochsen, Pferde und Kamehle.

Ein todtes Thier, das kein Blut vergossen hat, ist unrein, die Thiere müssen daher geschlachtet werden. Der Schlächter wendet sich gegen Aufgang, und spricht vor dem Schlachten die ersten Worte des allgemeinen Gebeths. Ein Thier, das ein Eber erlegt hat, wird unrein, und man ißt es nicht, obschon es Blut vergossen hat, denn der Eber selbst ist unrein.

Zehnter Abschnitt.

Weiber.

Die Mohren halten, wie alle Mahomedaner, die Weiber für schlechter als die Män-

ner, und glauben, daß sie nur für ihr Vergnügen und ihre Launen geschaffen sind. Sie kümmern sich daher wenig um die Erziehung der Mädchen. Geistiges Vergnügen, Rührung des Herzens und Zärtlichkeit der Liebe sind ihnen ganz unbekannt; moralische Eigenschaften werden bey ihnen für nichts geachtet: Mangel derselben bey Weibern wird daher für kein Gebrechen gehalten. Unbedingte Unterwürfigkeit ist alles, was man von diesen fordert.

Jedes Volk hat seinen eigenen Geschmack, jedes Land seine eigene Mode. Ein mit Öhl bestrichenes Fell, lange aus dem Munde hervorstehende Zähne, hängendes Fleisch an den Armen, Zoll lange spitz zugeschnittene Nägel, und eine Dickleibigkeit, so daß zwey Sclaven, die bey ausgespannten Armen auch nur mit den Fingerspitzen sich berühren wollten, ein Weib nicht umschlingen könnten, sind die Hauptzüge einer vollkommenen Schönheit bey den Mohren. Die Mädchen müssen daher von der zartesten Kindheit an täglich eine ungemeine Menge Kuskus, eine Art Hirsenbrühe, essen, und mehrere Näpfe Milch trinken; Zwang gesellt sich zum Hunger, und Prügel

nöthigen sie, weit mehr zu verschlingen, als der Magen aufnehmen will.

Inzwischen findet man doch, ungeachtet dieser im Lande herrschenden Begriffe, mehrere Frauenzimmer, die selbst in den Augen der Europäer für schön gelten können; diese sind junge Mädchen von fünfzehn bis sechszehn Jahren, die noch einen schlanken Wuchs, zarte Züge, und wohlgereihte, sehr weiße Zähne haben, besonders da es dort Landes üblich ist, diese beständig mit einem Stück Tamarinde, das Sotiu heißt, zu reiben. Die braune Farbe gestattet der natürlichen Röthe noch, die Wangen zu färben; sie wissen ihren Augen Lebhaftigkeit zu geben, indem sie die Augenbraunen mit gebranntem Elfenbein schwärzen; und wenn sie begriffen, was lieben und fühlen heißt, könnten sie bey diesem verwahrlosten Volke wieder jenen ritterlichen Geist erwecken, der einst die Mohren in Spanien zum Muster der Tapferkeit und Artigkeit gemacht hat. Allein, entartet, in Mitte eines verderbten und verkehrten Volkes, mit dem Bösen längst bekannt, ehe sie noch das Gute zu erkennen im Stande sind, und von Jugend auf durch Schmach und Erniedrigung ge-

beugt, würdigen sie sich selbst so sehr herab, daß sie unfähig werden, jene herrlichen Gefühle zu haben und zu erwecken, welche sonst von dem Frauengeschlechte nicht selten gelehrt und geleitet werden.

Obschon den Frauen in Sahara gestattet ist, öffentlich zu erscheinen, befinden sie sich doch in einer Lage, die an Sclaverey gränzt. Sie werden mehr oder weniger streng gehalten, je nachdem sie zu irgend einem Stamme gehören. Ihre Beschäftigungen sind: Speisen bereiten, Ziegen- und Kamehlhaare spinnen, Zeuge zu den Zelten weben, das Vieh melken, und Holz für den Abend sammeln. Nach Sonnenuntergang beym Mahle bedienen sie ihre Gatten. Alle Männer von Einer Religion, Freye und Sclaven, essen mit einander; was übrig bleibt, gehört den Weibern, die erst nach ihnen essen.

Die Frauen der reichen Privaten, die Negersclavinnen haben (und es gibt nur wenige, die keine hätten), lassen bey allen vorerwähnten Verrichtungen sich durch die Sclavinnen vertreten, bleiben müßig und sorglos auf ihren Matten liegen, und rauchen gleich den Männern, beständig Tabak.

Die Frauen der Fürsten und ihrer Verwandten lassen sich bedienen, und sind sehr gebietherisch; sie haben stets mehrere Negersclavinnen im Gefolge, die dem unbedeutendsten ihrer Wünsche zuvorkommen. Zuweilen treiben die Sclavinnen die Aufmerksamkeit so weit, daß sie die Steine und Dornen aus dem Wege räumen, welche die zarten Füßchen dieser ungeheuren Fleischmassen verletzen könnten.

Eine ihrer besonderen Vergnügungen ist es, einander zu besuchen. Die Höflichkeit erfordert dann, daß man alle Geschäfte jener überläßt, die ihre Verwandte oder Freundinn besucht. Die Besuchende bemächtigt sich sogleich des Hauswesens, richtet die Speisen zu, rührt Butter, und ist immer geschäftig, während ihre Freundinn sie von den Angelegenheiten der Familie oder des gesammten Stammes unterhält. Man würdiget die Aufnahme nach dem Umfange der Geschäfte, die man der Besuchenden überläßt. Diese bereitet meistens noch einmahl so viele Speisen, als man gewöhnlich hat, und der Herr des Zeltes ladet nun die Nachbarn zum Mahle ein. Selbst die Sclaven erfreuen sich des

Überflusses, der bey einer solchen Gelegenheit in der Familie herrscht, und die Besuchende setzt etwas darein, daß jedermann zufrieden hinweggehe.

Ein Mohr darf, wenn er nicht unhöflich seyn will, in das Zelt seines Nachbars nicht eintreten, er ruft diesen hinaus, und die Frau, die ihn hört, verschleyert sich sogleich. Ein Mann würde gegen die Sitte verstoßen, wenn er beym Eintritte in das Zelt sich ohne weiters auf die Matte seiner Frau hinstrecken wollte, dieses darf er nur dann erst, wenn die Frau sich bereits hingelegt hat. Wie läßt sich aber diese Artigkeit mit der Verachtung vereinigen, welche sonst die Mohren gegen ihre Weiber, wenn diese nicht schwanger sind, äußern?

Die Mohrinnen werden sehr zeitlich mannbar, und verheirathen sich sehr jung.

Eilfter Abschnitt.

Ehen.

Ein Mohr, der heirathen will, wählt sich von den Mädchen der Horde dasjenige, welches ihm am besten gefällt, und verlangt die Auserkorne vom Vater, der ihre Hand nicht verweigern kann, außer wenn der Freyer eine entehrende Makel an sich hätte.

Das Zelt, welches für das neue Paar bestimmt ist, wird mit einem kleinen weißen Fähnlein geziert, der Freyer hat ein Band von ähnlicher Farbe um die Stirne geschlungen, selbst wenn er schon die zweyte oder dritte Ehe anträte. Die Braut wird von ihren Ältern in sein Zelt geführt, und der Bräutigam macht ihr ein Geschenk mit Kleidern und Kleinoden. Die Kleider sind von rothen und weißen wollenen Zeugen, und die sonstigen Geschenke bestehen in Halsgehängen von Ambra, Korallen, oder Glasperlen, in Spiegeln, Büchsen mit Gewürznelken, Scheren, und anderen Kleinigkeiten. Von dem Werthe der

Geschenke schließt man auf das Vermögen des Freyers.

Die Feyer ist stets von einer großen Gasterey begleitet, die jungen Mädchen der Horde tanzen den ganzen Tag stets beym frohen Schalle der Instrumente. Ihr Tanz ist sehr ausdrucksvoll, doch nicht sehr züchtig; ihre Bewegungen werden durch das Händeklatschen der Zuseher und zuweilen durch ihre eigenen Gesänge geregelt.

Am andern Tage muß sich der Neuvermählte von seiner jungen Gattinn trennen. Ihre Gespielinnen bemächtigen sich ihrer, waschen sie vom Gürtel bis zu den Füßen, kämmen sie, flechten ihr die Haare, färben ihr die Nägel roth, und schmücken sie mit einer Schürze von neuem Zeuge. Sie macht ihre Besuche im Lager, und Abends wird sie in das Zelt ihres Gatten zurückgeführt.

Wenn der Vater des Weibes arm ist, findet er in dem reicheren Schwiegersohne eine Stütze, auf welche er größten Theils sicher rechnen kann, und eben so erhält im Gegentheile der arme Schwiegersohn von dem reicheren Schwiegervater Hülfe, und Mittel, seine Heerde zu verbessern.

Ein Mohr verheirathet sich im Allgemeinen nur dann, wenn er Mittel hat, sein Weib zu kaufen, dieses wird gewisser Maßen sein Eigenthum.

Die Geburt eines Knaben veranlaßt die größten Freudenfeste in der Familie. Man kennt in diesem Lande weder Hebammen noch Geburtshelfer, die Mutter gebiert zuweilen ganz einsam auf den Sand hingestreckt. Sie legt das Kind neben sich, nimmt etwas Milch, um sich zu stärken, und bleibt im Zelte liegen. Zuweilen sind ihre Gefährtinnen dabey, und ermuthigen sie durch Zuspruch; nie gibt sie einen Laut von sich; es wäre Schande, Schmerz zu verrathen.

Zum Merkmahle der Freude mahlt sich die Mutter, wenn sie einen Knaben zur Welt gebracht, durch vierzig Tage das ganze Gesicht schwarz, bey der Geburt eines Mädchens schwärzt sie sich nur das halbe Gesicht, und nur durch zwanzig Tage.

Vielweiberey ist durch das mahomedanische Gesetz gestattet. Die Reichen benützen diese Erlaubniß, die Armen aber selten; ein Weib aber, das keinen Knaben gebiert, kann mit Bewilligung der Ältesten der Horde versto-

ßen werden, und diese Bewilligung wird stets ertheilt. Der Verstoßenen steht es dann frey, mit einem anderen Manne zu leben. Je mehr Knaben eine Frau zur Welt bringt, desto höher wird sie geachtet. Sie hat keine Scheidung mehr zu fürchten, sie erlangt unbeschränkte Macht, und man gibt es nimmermehr zu, daß sie irgend eine knechtische Arbeit verrichte.

Die Ehescheidung findet auch wegen Unverträglichkeit der Gesinnungen Statt. Die Frau zieht sich dann zu ihren Ältern zurück. Wenn der Gatte ihr zugethan ist, beruft er sie wieder zu sich; will jedoch ihr Eigensinn sich nicht mehr dazu herbeylassen, so kann sie wegbleiben und sich sogar wieder verehelichen. Dieses ist ihr jedoch nimmer gestattet, wenn sie ein Kind, besonders wenn sie einen Knaben geboren hat, ja in diesem Falle könnte sie, wenn sie länger als acht Tage bey ihren Ältern bliebe, mit dem Tode bestraft werden.

Üble Behandlungen werden nicht als Kränkungen des Weibes betrachtet, doch würde das Weib jede Beschwerde, die der Mann bey

der Familie gegen sie vorbrächte, als beschimpfend betrachten.

Im Allgemeinen sind die Mohrinnen treu. Ungeachtet der bey den Mahomedanern herrschenden Meinung halten sie sich für unsterblich, wie die Männer, doch sie glauben, daß Treue gegen den Gatten eine unerläßliche Bedingung ihrer Glückseligkeit im anderen Leben ist, und daß sie, wenn sie diese Pflicht verletzen würden, zu einer ewigen Sclaverey verdammt wären.

Wenn einem Mohren von einer seiner Negersclavinnen ein Knabe geboren wird, bleibt die Mutter zwar Sclavinn, aber sie wird besser gehalten. Das Kind wird gleich den übrigen Mohren erzogen, hat den Rang eines Bürgers, und ist frey wie diese.

Die Weiber führen nicht die Nahmen ihrer Gatten, sondern behalten jenen bey, den sie bey der Geburt erhalten haben. Wenn ein Mohr auf mehrere Tage verreiset, begleitet ihn die Frau, nach empfangenem Lebewohl, noch zwanzig Schritte weit von ihrem Aufenthaltsorte, und wirft ihm den Stein nach, der zum Einschlagen der Zeltpfähle dient, und

wenn dieser liegen bleibt, vergräbt sie ihn in den Sand bis zur Wiederkehr des Gatten.

Zwölfter Abschnitt.

Kindererziehung.

Die Kinder sind ganz sich selbst überlassen, nie macht man ihnen Ausstellungen; es wäre ein Verbrechen, sie zu schlagen, weil sie, nach der Meinung dieses Volks, noch nicht Verstand genug haben, das Gute von dem Bösen zu unterscheiden. Aus gleichem Grunde benimmt man sich gegen Taube, Stumme und Blödsinnige eben so. Die Priester sind mit dem Unterrichte der Kinder beauftragt; doch wenn eines der öffentlichen Übungen überdrüssig ist, geht es ohne einen Verweis zu fürchten hinweg, und hütet des Vaters Heerden. Diejenigen, die sich anhaltend auf das Studium des Alkoran verlegen, werden, sobald sie sich vor den gelehrten Greisen der Prüfung unterzogen haben, Priester, und sind von jedermann geachtet. Alle Morgen versammeln

sich die Kleinen freywillig am Unterrichtsorte, der für sie ein Unterhaltungsplatz ist. Oft kommen sie dort schon vor Tags zusammen und lernen beym Feuer; sie schreiben ihre Aufgaben auf Täfelchen mit Rohr und mit einer ganz eigenen Tinte. Die Größeren, die schon mehr können, erhalten den Unterricht unmittelbar von den Priestern, und lehren dann wieder ihre Gespielen; auf diese Weise lernen die Kinder von einander lesen. Während sie bey ihren täglichen Verrichtungen sind, tragen sie ihr Täfelchen auf dem Rücken, um sogleich lernen zu können, wenn sie Zeit dazu finden.

Man schert ihnen den Kopf und läßt nur vier Haarbüschel stehen. Jedes dieser Haarbüschel wird nach irgend einer merkwürdigen That des Kindes bey einer Versammlung der Familie abgeschnitten. Dieses geschieht, wenn der Knabe mit zwölf bis dreyzehn Jahren einen Eber oder ein anderes wildes Thier, das die Heerde anfallen wollte, erlegt; oder wenn er ein Kamehl, das sich vom Strome fortreißen ließe, durch Nachschwimmen rettet. Tödtet er einen Löwen, einen Tiger, oder bey einem Überfalle oder Angriffe einen Käm-

pfer des feindlichen Volkes, so wird er als vollendeter Mann angesehen und ihm der Kopf ganz geschoren. Selten wird einer zwanzig Jahre alt, ohne diese Ehre verdient zu haben; da sie sich schämen, wie Kinder behandelt zu werden, setzen sie sich den größten Gefahren aus, um nur den Kopf ganz geschoren zu bekommen.

Bey diesem Volke, wo die Gesetze nur Gewohnheiten, und die Bedürfnisse sehr beschränkt sind, kommen Alter und Erfahrung fast nicht in Anschlag, und es ist nichts Außerordentliches, Kinder mit Männern schwätzen und förmliche Unterredungen führen zu sehen.

Dreyzehnter Abschnitt.

Begräbnisse.

Kaum hat ein Familienvater den letzten Seufzer ausgehaucht, so vernimmt man schon ein Klagen oder vielmehr ein fürchterliches Geheul aus dem Zelte. Die freyen Weiber,

so wie die Sclavinnen stimmen das jämmerlichste Wehgeschrey an. Man wäscht den Leichnam, hüllt ihn in eines seiner Kleider, und legt ihn in eine Grube, die mit einem höheren oder niedrigeren Sandhügel überdeckt wird, je nachdem der Rang des Verstorbenen im Leben war.

Ausgezeichneten Kriegern, die auf dem Schlachtfelde geblieben sind, wird eine ehrenvolle Leichenfeyer gehalten. Nach geendeter Schlacht graben beyde Theile Gräber. Die Priester werden auf den vom Blute ihrer Brüder gerötheten Boden gerufen, und eilen zur Erfüllung ihres Berufes. Sie nehmen ein Paar Hände voll Sand in eine Muschel, singen einige klägliche Laute darüber, bestreuen die Unglücklichen, die sie zum Tode vorbereiten, drücken ihnen den Daumen an die Stirne, als ob sie ihnen eine Salbung mit einem heiligen Öhle ertheilten, und werfen eine Binde und einen Rosenkranz auf sie. Sobald sie die Seele ausgehaucht haben, legt man sie der Länge nach in eine Grube, immer auf die linke Seite, und mit dem Gesichte gegen Aufgang gekehrt. Über der Grube werden Steine zu einem Monumente aufge-

häuft. Man bezeichnet das Alter der Krieger durch den Umfang, den das Grab einnimmt. Man singt das Lob der Helden in Klageliedern, die vom Schalle der Instrumente begleitet werden. Die Weiber nehmen ebenfalls Antheil an der allgemeinen Trauer und Rührung.

Jeder Reisende, der an einem Grabe vorüber zieht, wirft eine Erdscholle darauf, oder pflanzt darneben einen Zweig, und verrichtet sein Gebeth. Lieder verkünden die Thaten der Krieger und erhalten ihr Andenken für künftige Geschlechter.

Wenn ein Familienvater stirbt, rafft das Kind, das in diesem Augenblicke zugegen ist, alle Gegenstände zusammen; was von Silber, Gold und sonstigen Kleinodien vorhanden ist, verschwindet, und die übrigen, eben entfernten Kinder, haben nur noch die Heerden und Sclaven zu gleichen Antheilen zu theilen. Die Mädchen sind von der Theilung ausgeschlossen und ziehen sich zu ihrem ältern Bruder. Sind noch ganz kleine Kinder vorhanden, so geht die Mutter zu ihrer verheiratheten Schwester, wenn sie eine hat, oder zu ihrer eigenen Mutter. Das Eigenthum

des Verstorbenen geht dabey keineswegs verloren; der Fürst der Horde nimmt es in Obhut, und theilt es gleichmäßig unter die Erben, sobald diese für die Erhaltung ihres Vermögens selbst sorgen können. Sind keine Knaben vorhanden, so geht das Weib zu ihren Ältern und der Bruder des Verstorbenen ist Erbe.

Der Mann mag auf dem Schlachtfelde oder in seinem Zelte gestorben seyn, in jedem Falle wird dieses an einen andern Ort übersetzt. Wenn er im Zelte starb, werden seine Geräthschaften ausgelüftet. Auf jedes Leichenbegräbniß folgt eine Mahlzeit, bey welcher die Verwandten und Freunde den Verstorbenen und ihre Trauer vergessen.

Vierzehnter Abschnitt.

Gastlichkeit.

Genau nach Saugnier's Angaben dargestellt.

In der Wüste Sahara wird die Gastfreundschaft in vollem Maße ausgeübt. Kaum langt

ein Reisender bey den Zelten an, so grüßt ihn die erste Person, die ihm begegnet, mit den Worten: Selam alicum; worauf er Alicum Selam erwiedert. Man zeigt ihm das Zelt, zu welchem er sich begeben soll. Gewöhnlich muß der Reichste den Wirth machen. Wenn mehrere Reisende kommen, muß jeder Einwohner zu ihrer Bewirthung beytragen. Ist der Herr nicht im Zelte, so empfängt die Frau oder die Sclavinn den Fremden, läßt ihn auf zwanzig Schritte von dem Zelte Platz nehmen, und bringt ihm etwas Milch, um sich zu erquicken. Man entladet die Kamehle, stellt das Gepäcke rings um den Gast, bringt diesem eine Matte, die man oft selbst schwer entbehrt, und gibt ihm eine Decke, um sich gegen die kühle Luft zu schützen, denn nach der Sitte dieses Volkes darf ein Fremder nie in die Zelte eingelassen werden. Man nimmt seine Waffen und verwahrt sie neben jenen des Herrn, entweder um sie gegen die schädliche Witterung zu schützen, oder aus Vorsicht gegen gefährliche Anschläge, die der Unbekannte etwa haben könnte. Hierauf bereitet man ihm ein Essen. Wenn nichts im Zelte ist, wie es wohl oft sich ereignet, ver-

schafft man sich schnell einige Speisen aus den benachbarten Zelten; der Fremde ist immer sicher, etwas zu bekommen, denn man würde eher selbst hungern, als dem Fremden nichts geben. Dieses ist ein heiliges unverbrüchliches Gesetz. Die Pflichten der Gastfreundschaft werden so sehr in Ehren gehalten, daß ein Feind, der den Herrn eines Zeltes verwundet oder getödtet hätte, doch dort eine geheiligte, unverletzliche Freystätte fände, obschon er von lauter Leuten umgäben wäre, die nach seinem Blute dürsten müßten.

Die Ankunft eines Fremden ist für die Horde ein besonderes Ereigniß; alle setzen sich um ihn, und er muß berichten, woher er komme und wohin er gehe; ob er diese und jene Horde auf seinem Wege getroffen habe, und in welchem Zustande die Weideplätze sind. Nach seinem Befinden erkundiget man sich erst dann, wenn die Neugierde in allen übrigen Puncten befriediget ist. Ist der Fremde ein Priester, so läßt man ihm die Ehre, das Gebeth anzustimmen, und der Priester der Horde nimmt seinen Platz neben ihm.

Fast immer weiset man den Reisenden zum Zelte des Fürsten. Dieser Mann, der keinen

besondern Erwerb hat, würde die Reisenden, die an den Zelten der Horde vorüberziehen, nicht bewirthen können, wenn nicht durch das Herkommen schon vorgesorgt wäre, es tragen nämlich alle Zelte zu seinem Auskommen bey. Jeder Private gibt ihm in der Regel alle Wochen zwey Pfund geriebene Gerste; welches sehr vortheilhaft ist, besonders wenn er nicht viele Reisende zu bewirthen hat. Da er gewöhnlich einer der Reichsten an Vieh ist, so hat er immer Milch; im Nothfalle aber würde er auch diese von jedem erhalten.

Wenn der Fremde in der Horde Freunde hat, oder einen hohen Rang behauptet, schlachtet man eine Ziege oder ein Schaf, zuweilen sogar einen Ochsen. Die Frau bereitet das Fest, und bevor das Fleisch gekocht wird, sondert sie das Fett davon, und setzt dieses roh vor. Sobald das Mahl zugerichtet ist, stellt sie den Theil ihres Gatten und ihrer Freunde und Nachbarn bey Seite, den Antheil des Fremden aber gibt sie auf eine zierlich geflochtene runde Matte; ein Sclave trägt die Speise und der Herr biethet sie selbst an. Das Mahl wird immer nur nach Sonnenuntergang

gereicht, selbst wenn der Gast am frühen Morgen angelangt wäre. Dieser ersucht den Herrn, mit ihm zu essen, welche Ehre jedoch aus schuldiger Achtung für Fremde abgelehnt wird.

Am andern Tage zieht der Fremde weiter, ohne von jemand Abschied zu nehmen. Bleibt er länger, so läßt man ihm, daß er lästig ist, dadurch fühlen, daß man seine Portion täglich verkleinert, bis er endlich geht.

Saugnier erzählt ein merkwürdiges Beyspiel, wie gewissenhaft das Gesetz der Gastlichkeit von den Mohren beobachtet wird. Ein Anführer von Räubern, der sich in die Gebirge des Atlas gezogen, hatte durch Kundschafter erfahren, an welchem Tage die französischen Kaufleute aufbrechen würden, die auf Befehl des Kaisers von Marokko St. Croix in der Barbarey verließen, um sich in Moyador niederzulassen. Er wollte diesen Umstand benutzen, ihre Waaren zu rauben. Er ließ seine Schar an einen Gebirgspaß vordringen, durch welchen die Caravane, die diese Waaren begleitete, ziehen mußte. Die Räuberbande bestand aus vierhundert entschlossenen und wohl bewaffneten Leuten; die Begleitung der Caravane war bey weitem

nicht so zahlreich, doch ein Zufall rettete sie aus der Gefahr, geplündert oder wohl gar erschlagen zu werden. Ein heftiger Regen fiel ein, und nöthigte Halt zu machen; die Nacht rückte heran, man war nicht fern vom Hause des Räuberfürsten. Der Führer der Caravane wollte an dem Orte nicht bleiben, wo man Halt gemacht hatte, und schlug vor, einen anderen Weg zu nehmen, und sich zum Sitze dieses Mannes zu begeben, der wohl als Fürst des Landes, nicht aber als Anführer von Räubern bekannt war. Die Kaufleute willigten darein, und bald war man daselbst. Man lud die Waaren ab, um sie vor dem Regen in Sicherheit zu bringen. Der Herr des Orts, von der Ankunft der Caravane unterrichtet, eilte diese zu empfangen, und sagte ganz offen, daß er vierhundert Mann in einem Hinterhalte gelagert hätte, um sie auszuplündern, und daß sie nur durch den besondern Schutz des Propheten diesem Unglücke entgangen wären, da sie nun, weil sie sich zu ihm geflüchtet, nichts weiter zu fürchten hätten, und er durch seine Religion sich verpflichtet finde, sie zu schützen und durch eben diese vierhundert Mann, die bestimmt

waren, sie anzufallen, bis Moyador geleiten zu lassen; was auch, und zwar ohne allen Lohn für seine und seiner Leute Mühe, getreulich ausgeführt wurde.

Die Tugend der Gastlichkeit, die bey dieser Nation, wie bey allen nomadischen Völkern, sich von einem Zeitalter zum andern erhalten hat, würde nicht genug zu loben seyn, wenn nicht die Mohren auf allerley listige Streiche verfallen wären, um die Ausübung derselben, die ihnen beschwerlich fällt, von sich abzulenken. Sobald ein Reisender erscheint, legen sie sogleich in einiger Entfernung von ihrem Zelte einen Kamehlsattel, eine Matte, ein Gewehr und einen kleinen Ballen hin, als scheinbares Geräthe eines angeblichen Reisenden, der bereits auf ihrem Gebiethe angelangt sey, womit sie sich gegen einen neuen Ankömmling entschuldigen können. Zuweilen versieht sich der Reisende dieser List, läßt sich nicht abweisen, legt sein Gepäcke neben das vorhandene, lauert nach allen Seiten, und eilt dahin, wo er ein Feuer bemerkt, in der Hoffnung, dort etwas zu essen zu finden. Er verbirgt sich hinter das Zelt, um zu hören, was vorgeht. Bemerkt er Zurichtun-

gen zur Mahlzeit, so zeigt er sich, und ist des gewünschten Erfolgs gewiß, denn nie läßt man einen vorübergehen, ohne ihn einzuladen, an dem häuslichen Feste Antheil zu nehmen.

Fünfzehnter Abschnitt.

Diebereyen.

Durch welche Verkehrtheit des Herzens wird wohl ein Volk, das die Ausübung der Gastfreundschaft so gewissenhaft sich angelegen hält, mehr als jede andere Nation zum Diebstahle verleitet? Dieser Hang wird gewisser Maßen durch das Gesetz genährt, da es sich nur darum handelt, sich nicht auf der That ertappen zu lassen, um ungestraft stehlen zu können. Nur am Tage ist Diebstahl ein Verbrechen; bey Nacht gestattet ihn das Gesetz, wahrscheinlich um in einem Lande, wo die Heerden, der einzige Reichthum der Einzelnen, so sehr von wilden Thieren bedroht werden, jeden zu zwingen, beständig auf seiner

Hut zu seyn. Aus diesem Grunde ist es auch Sitte, daß alle Abende die Weiber und Kinder sorgfältig jede Kleinigkeit in das Zelt räumen, die gestohlen werden könnte. Wer immer einen Besuch abstattet, Nachbar oder Freund, wird genau beobachtet, und auf allen Schritten belauscht. Ich bemerkte, sagt der Verfasser, daß die Mohren mich ungemein geschickt bestahlen; sie streiften mit ihrer Schürze oder mit ihrem Mantel verschiedene Kleinigkeiten hinab, faßten sie mit den vordersten Zehen des Fußes, und streiften sie so immer weiter und weiter von Fuß zu Fuß bis an die Thüre, während andere plauderten und schäkerten, um meine Aufmerksamkeit abzulenken. Ein Ding, das entfremdet wurde, ohne daß man es bemerkte, gehört dem Diebe, selbst wenn es bestimmt erkannt würde.

Oft wird zur Nachtzeit mit offener Gewalt geraubt. Der Mohr, der einen Handel geschlossen hat, und nicht zu schweigen wußte, wird von den benachbarten Mohren belauert, nnd ist in Gefahr überfallen zu werden; dieser jedoch, fast immer gegen Angriffe auf seiner Hut, gibt beym ersten Geräusch Feuer, und schlägt sich dann mit dem Dol-

che. Der Lärm zieht die Mohren der benachbarten Horde herbey, die in Folge des Gesetzes der Gastlichkeit den Schwächern vertheidigen. Wehe den Angreifenden, wenn sie nicht durch eine eilige Flucht entkommen! Inzwischen ist es einerley, wer dabey umkommt; die Sache bleibt auf sich beruhen. Der Todte gilt immer für den angreifenden Theil, und nie nimmt eine Familie Rache. Man begräbt die Todten an Ort und Stelle mit dem Gesichte gegen Aufgang gekehrt, und deckt ihr Grab mit Steinen, die man auf dem Wege findet.

Sechszehnter Abschnitt.

Krieg und Sclavenraub.

Wenn man einige Stämme, wie z. B. die Uadelims und Labdessebar, die ihre Wildheit und wenige Bildung stets in Händel mit den Nachbarn verwickelt, ausnimmt, sind Kriege zwischen den einzelnen Stämmen äußerst selten.

Wenn eine Horde oder ein ganzer Stamm sich auf den Atlas oder auf eine Oase zurückziehen will, um dort die schlechte Jahrszeit zuzubringen, so versammeln sich alle, die dazu gehören, und marschiren in strenger Ordnung. Wenn sie keinen bestimmten Führer haben, wählen sie sich einen und gehorchen ihm blind. Alle Männer, die Waffen tragen können, vereinigen sich zur gemeinschaftlichen Vertheidigung. Sclaven und Weiber führen die Heerden. Die Reiter ziehen frey voraus; wenn man eine verdächtige Truppe bemerkt, macht die Caravane Halt und man rüstet sich zum Kampfe. Selten kommt es zum Handgemenge. Hält der Feind sich für stärker, so fällt er über die Heerden her und plündert diese; widrigens zieht er sich zurück.

Die Nächte hindurch bleibt man gelagert; die Zugänge des Lagers sind mit vorpostirten Schildwachen besetzt, die gleich den europäischen in festen Plätzen von Zeit zu Zeit laut aufrufen, um zu zeigen, daß sie nicht schlafen.

Ihre Waffen sind Flinten und Pistolen, die sie sich von Europäern verschaffen. Diese Waffen sind aber im Allgemeinen schadhaft, und durch das feuchte Klima bald unbrauch-

bar gemacht. Jede etwas bedeutendere Herstellung liegt außer der Fähigkeit ihrer Handwerker. Sie haben auch Säbel und Dolche, wovon ein Theil im Lande selbst erzeugt wird; dann Zayagen und Pfeile, die sie sich selbst machen.

Bey einigen Stämmen wird eine große Pauke oder Trommel bey einem der angesehensten Einwohner aufbewahrt, die man nur rührt, um zu den Waffen zu rufen oder anzudeuten, daß ein Araber sich in der Wüste verirrt hat, oder daß Kamehle in Verlust gerathen sind.

Wenn zwey Stämme im Kriege sind, wird der Streit mit einem einzigen Schlage abgethan; sie ziehen ohne Ordnung und Zucht gegen einander, die Reiterey rückt vor, die zum Kampf abgerichteten Kamehle stürzen auf einander, theilen die Wuth ihrer Herren, und zerfleischen ihre Gegner: man kämpft Mann gegen Mann, und macht niemahls Gefangene. Fällt ein gemeiner Krieger in ihre Hände, so wird er niedergehauen; kömmt aber ein Fürst in die Enge, so erleichtern sie ihm die Flucht, außer er ist verwundet, in welchem Falle man ihn vollends tödtet. Fünfzehn bis zwan-

zig Mann, die auf dem Platze bleiben, entscheiden das Schicksal des Tages und des Krieges.

Die Männer sind nicht gezwungen in den Krieg zu ziehen: doch die Weigerung ist entehrend. Wenn einige Familien eines Stammes nicht in der Kenntniß sind, wer die Oberhand hat, nehmen sie am Kriege keinen Antheil, sondern bilden eine abgesonderte Horde, und gehen zuweilen zum Feinde über, oder vereinigen sich wohl gar mit diesem gegen ihre Landsleute, ohne daß sie deßhalb als Verräther oder Aufrührer betrachtet werden; mit dem Frieden kehren sie wieder zu ihren Stämmen zurück.

Mit den Friedensunterhandlungen sind stets nur die Weiber beauftragt; eine Huldigung, die man ihrem Verstande und ihrer Schlauheit bringt. Die Achtung für sie hebt die Hindernisse, die bey andern Abgeordneten eintreten könnten, und oft gesteht man ihnen aus Höflichkeit zu, was man Männern aus Eigensinn verweigern würde. Die Frauen der Anführer und Fürsten sind es, welchen gewöhnlich diese ehrenvolle Sendung zu Theil wird. Bey einer ähnlichen Gesandtschaft wur-

de die Gattinn Ali-Kury's mit Moctar Agrish bekannt, von diesem durch Geschenke bestochen und verleitet, ihren Gemahl zu verlassen, und dann zu Bracnats überzugehen.

Die Stämme in der Nachbarschaft des Senegals, besonders die Assunas sind der Schrecken der Neger am andern Ufer. Ihr Streben nach Sclaven, um sich selbst aller Arbeit, und besonders der Obhut über die Heerden zu entziehen, dann ihre leidenschaftliche Vorliebe für Waffen und andere europäische Waaren, spornen sie an, alle Gefahren zu verachten, um Sclaven zu machen. Sie verhandeln auch Sclaven sowohl an die Mohren im Innern der Wüste; ja sie führen diese entweder selbst sogar bis Abyssinien oder Ägypten, oder verkaufen sie an Leute, welche sie dahin abführen.

Wenn die Mohren auf den Raub ausgehen wollen, vereinigen sich einige zwanzig, wohl bewaffnet, schwimmen mit den Pferden durch den Fluß, machen oft des Tags zehn bis fünfzehn Meilen, treffen Nachts bey dem Dorfe ein, das sie berauben wollen, lassen ihre Pferde im Gebüsch, und verbergen sich bey einem Brunnen unfern des Dor-

ses, oder in den Hirsefeldern. Zuweilen bringen sie ganze Tage auf der Lauer zu, und ohne etwas mehr als ein wenig Hirse zu genießen. Selten fehlt es, daß nicht des Morgens Weiber und Kinder zum Brunnen kommen, Wasser zu hohlen; da stürzen die Räuber über die Beute her, schleppen sie auf dem Rücken fort, setzen sie hinter sich auf's Pferd, und nehmen einen Finger des armen Schlachtopfers zwischen die Zähne, ganz bereit, denselben bey dem geringsten Geschrey, das es etwa machen wollte, abzubeißen.

Zuweilen stürzen sie bey Nacht mit fürchterlichem Geheul über ein Dorf her, stecken dieses in Brand, und bemächtigen sich der armen Neger, die von Schreck ergriffen und von der Flamme verscheucht, Männer, Weiber, Kinder bunt durcheinander fliehen. Sie hängen die einen an den Schweif der Pferde, binden die andern an den Sattel, nehmen die Kinder hinter sich, und fliehen eiligst mit den Unglücklichen, welche sie zwingen, durch drey bis vier Tage die angestrengtesten Märsche zu machen, bis sie ihre Schlupfwinkel erreichen. (Sieh das Titelkupfer).

Setzt das Dorf sich in Vertheidigungs-

stand, so lassen die Mohren sich selten in einen Kampf ein: werden sie verfolgt, so lassen sie einen Theil der Beute zurück, und fliehen mit dem Übrigen, und werden einige von ihnen verwundet, so lassen sie diese im Stiche, und die Neger ermorden sie ohne Barmherzigkeit; eine geringe Rache für die unsäglichen Übel, welche diese schändlichen Räuber über das arme Volk bringen.

Bey solchen Ausflügen findet keine Theilung Statt; jeder Mohr behält seine Beute; der Anführer selbst hat nicht mehr, als er erhaschen konnte; übel für den, der nichts gefangen hat: bey der Heimkunft wird er von seinen Weibern verhöhnt, und von seinen Landsleuten verlacht. Samba-Fal, der Fürst der Assunas, war vor fünf und zwanzig Jahren der Schreck jener Gegenden und der kühnste Räuber; sein wilder Blick und die zahllosen Narben an seinem Körper bezeugten die vielen Kämpfe, die er oft allein gegen ganze Dorfschaften bestanden hatte. Er allein lieferte ganze Schiffsladungen Sclaven, und sein Ende war der Tod auf dem Felde der Ehre nicht sowohl als der Metzeley. Ibrahim-Fal, sein Bruder, folgte ihm

in der Würde; er ist aber weder so thätig, noch so kräftig und berüchtigt, als sein Bruder.

Diese Streifereyen werden häufig, und zwar stets auf eine gleich listige Weise und mit gleichen Hülfsmitteln wiederhohlt. Die Dörfer am Ufer des Flusses sind denselben stets ausgesetzt; dennoch thun die Neger nicht das Geringste für ihre persönliche Sicherheit. Sie sind kraftvoll und bewaffnet, und die Volkszahl ist bedeutend; doch zahlen sie lieber den stärksten Tribut an die Mohrenfürsten für ihren Schutz. Diese mißbilligen die Unternehmungen ihrer Landsleute, bestrafen diese aber nie; nur zuweilen, aber selten, dringen sie darauf, daß die Neger wieder zurückgegeben werden, wenn diese nicht sogleich verkauft werden konnten. Die Neger können keine Repressalien gebrauchen; selten läßt sich ein Europäer herbey, einen Mohren zu kaufen, der ihm zu nichts nütze ist.

Siebenzehnter Abschnitt.

Künste und Industrie.

Die Industrie der Mohren besteht hauptsächlich in Viehzucht. Sie haben braune oder schwarze Schafe mit fast kurzen Haaren statt der Wolle. Diese können erstaunlich lange den Durst ertragen, und ihr Fleisch ist gut und saftig. Die Schafe geben sehr viel Milch, und die Ziegen gewähren außer der Milch zur Nahrung auch noch Haare zu Zeugen auf Kleider und Zelte.

Eine Gattung Ochs, den man Tragochs nennt, ist ihnen sehr nützlich. Er trägt das Gepäcke und die Waaren, mit welchen sie in das Innere handeln. Man treibt ihm einen Ring durch den Nasenknorpel, an welchen ein Strick angemacht wird, der zum Zügel dient. Dieser Ochs dient den Armen als Lastthier, und zuweilen den Reichen zum Reiten, da er hiezu das sanfteste Thier ist.

Außer einer ungeheuren hangenden Kehle, die fast an die Erde reicht, und großen schönen Hörnern, die mit der Spitze gegen ein-

Ein Mohr mit seinem Sclaven

ander geneigt sind, haben diese Ochsen noch ein unterscheidendes Merkmahl, nämlich eine Fleischmasse, die zwischen den Schultern sich erhebt, und einen Vorsprung von einem Schuh in der Höhe bildet. Dieser Theil des Thieres ist äußerst empfindlich. Die Gattung gleicht dem Bisonochsen, ist jedoch in Gestalt und Eigenschaften von ihm wesentlich verschieden.

Mit dieser Gattung Ochsen ziehen die Handel treibenden Mohren ohne Besorgniß durch die heiße Zone; mit diesen Ochsen setzen sie über die breitesten Flüsse von Afrika.

Die Art, wie sie übersetzen, ist nach den in der Gegend der Insel St. Louis gemachten Beobachtungen, sehr merkwürdig.

Die Mohren lassen die Heerde ausruhen, und wählen sodann die stärksten und gelehrigsten dieser Thiere, die zugleich die besten Schwimmer sind, zum Vortrab. Die Führer, lauter junge Leute, sind ungemein behutsam in der Wahl der Thiere, die sie besteigen. Jedem Ochsen wird ein vier Schuh langer Strick an die Hörner befestigt; der Führer stellt sich aufrecht auf den Rücken desselben, mit dem Körper leicht vorwärts ge-

beugt, und hat den Strick in der Hand; seine Waffen und Kleider aber auf dem Kopfe.

Sobald der Zug an das eine Ufer des Flusses gelangt, erheben die Führer ein heftiges Geschrey, welches sowohl von ihren Ochsen, als von den Ochsen und Mohren bey der großen Heerde erwiedert wird.

Der stärkste Ochs, vom Zurufe seines Führers ermuthiget, dringt zuerst mit Anstrengung durch den Fluß, die andern folgen ihm, und schließen sich der Reihe an: die Heerde bleibt am dießseitigen Ufer, die Augen starr auf die Schwimmer geheftet.

Sobald dieser Zug vollendet ist, erheben die Führer dreymahl ein starkes Geschrey, in welches ihre Ochsen einstimmen. Dieses Geschrey wird auch von den Mohren und Ochsen am andern Ufer wiederhohlt, und scheint den Muth der großen Heerde aufzuregen, die nun schon ihre Ungeduld äußert, sich dem Vortrab anzuschließen.

Das Übersetzen derselben wird mit gleichen Mitteln bewirkt, auf beyden Ufern dauert das Geschrey fort, und in wenig Stunden ist die ganze Caravane ohne den geringsten

Unfall über dem Flusse, der mehr als zweytausend Toisen breit ist.

Das kostbarste Thier für den Araber, das einzige, welches die Wüste bewohnbar machen könnte, ist das Kamehl. Man kennt zwey Gattungen desselben, eine mit zwey Höckern, und eine mit einem Höcker; letztere heißt Dromedar, und diese allein wird in der Wüste gefunden. Es ist hier nicht der Ort, dasselbe nach Gestalt und Eigenschaften umständlich zu beschreiben: Büffon hat dieses bereits gethan, wir können auf ihn verweisen. Die meisten Dromedare, welche die Mohren aufziehen, sind licht rothfahl; aus dem Mangel der Haare an den Theilen, die der Reibung am meisten ausgesetzt sind, und aus der mehreren oder minderen Dickhäutigkeit an den Orten, wo der Sattel aufliegt, läßt sich auf das Alter derselben schließen. Ein Dromedar darf vor dem achten Jahre nicht gebraucht werden, und zwischen dem vierzigsten und fünfzigsten wird es wieder unbrauchbar. Es kann sechzig Jahr alt werden. Man weiß, mit welcher Mühe und Geduld der Araber es sich zum gelehrigsten Sclaven abrichtet. Man kann annehmen, daß zwey Arten bestehen,

Bayerische
Staatsbibliothek
München

eine große und starke, die zum Handel und zu weiten Reisen bestimmt ist, und eine kleine, doch lebhaftere, die im Kriege gebraucht wird. Die eine zeichnet sich durch Geduld, die andere durch Muth aus. Beyde sind mäßig, und begnügen unter gewissen Umständen sich des Tags mit vier bis sechs Pfund von einem Teig, der von saurer Milch und Hirsenmehl gemacht wird. Als ein eigentlicher Wüstebewohner kann dieses Thier den Durst sechs, ja neun Tage lang ertragen, und wird es von diesem Bedürfnisse schon gar zu sehr gequält, so spürt es durch den Geruch das Wasser auf, das sich etwa in der Nähe befindet, verlängert den Hals, und läuft dann eiligst zu dem Ziele seines Wunsches. Der Verfasser hat sich hiervon selbst überzeugt, als ihm auf einer Reise in das Innere, ungeachtet aller getroffenen Vorsichtsmaßregeln die Qualen des Durstes bereits fühlbar wurden.

Nur von den jungen Kamehlen ziehen die Mohren Haare, die ihnen zu den Zeugen auf Kleider und Zelte dienen. Aus dem Haar der älteren Kamehle spinnen sie Fäden, aus welchen sie ein wasserdichtes Gefäß machen, das ihnen unsere Eimer und Zuber ersetzt.

Die Zucht der Dromedare beweiset, bis zu welchem Grade die Betriebsamkeit der Mohren gediehen ist, und man würde ihnen schon deßhalb allein eine gewisse Stufe der Bildung zugestehen müssen, wenn nicht die Künste, die man bey ihnen findet, noch mehr dafür sprächen.

Unter den mohrischen Pferden findet man einige, die so schön und vollkommen sind, wie die mit Recht gepriesenen arabischen. In den Oasen zieht jeder Stamm Pferde auf, wobey auf die Mischung und Abstammung gar sehr gesehen wird. Das Pferd, im Zelte erzogen, kennt alle Glieder der Familie, ist besonders zahm und gelehrig, und macht sich verschiedene Fertigkeiten eigen, wie z. B. auf ein gegebenes Zeichen mit einem oder mit beyden Knien der Vorderfüße sich auf die Erde niederzulassen, mit dem Kopfe zu grüßen. u. dgl. Die Mohren setzen sich auf türkische Sättel, und haben flache Steigbügel, deren spitzer Winkel, zugleich zum Spornen des Pferdes dient. Als vollendete Reiter treiben sie die Pferde im Galopp mit unglaublicher Schnelligkeit, und halten sie plötzlich so an, daß das Thier auf den Hintertheil zu sitzen

kommt, welches man in Europa nicht wagen würde, nämlich aus Besorgniß, es möchte sich die Beine brechen. Die Mohren haben jedoch den Vortheil, daß sie sich stets auf Sand herumtreiben. Während sie so mit dem Vorderleibe zur Erde gebeugt dahinfliegen, schleudern sie sechs Schuh lange Zagayen vorwärts oder rückwärts, und fast immer ohne das Ziel zu verfehlen. Wegen dieser starken Läufe sind die Pferde fast immer vom Blute roth und vom Schaume weiß, die Spitze des Steigbügels macht ihnen die Seiten wund; das Gebiß, nach türkischer Art, aber plump gearbeitet, reibt ihnen den Gaumen auf, und das Blut röthet den Schaum, mit dem sie immer schnell überdeckt sind.

Abgesehen von diesen Anstrengungen wird das Pferd mit einer Sorgfalt behandelt, welche beweiset, daß es mit zur Familie gehört, doch nie ist es diesem Thiere gestattet, sich niederzulegen. Es wird mit acht Stricken festgebunden, den abgerechnet, mit welchem es an der Raufe hängt. Vier Stricke halten jeden der Füße an einem Pfahl; mit zwey Stricken sind die zwey Vorderfüße und die zwey Hinterfüße zusammen gebunden, und die

zwey übrigen dienen dazu, den rechten Vorderfuß mit dem rechten Hinterfuße, und den linken Vorderfuß mit dem linken Hinterfuße zu verbinden. Unter dem Thiere ist ein kleines hölzernes Gefäß in den Sand gegraben, um den Harn aufzufangen. Der Mist wird immer sogleich weggeschafft. Zuweilen wird das Futter in eine kleine Raufe gesteckt, zuweilen auf die Erde hingeworfen. Auf einem Kupfer zu Anfang dieses Bändchen ist ein auf vorbeschriebene Art angebundenes Pferd abgebildet.

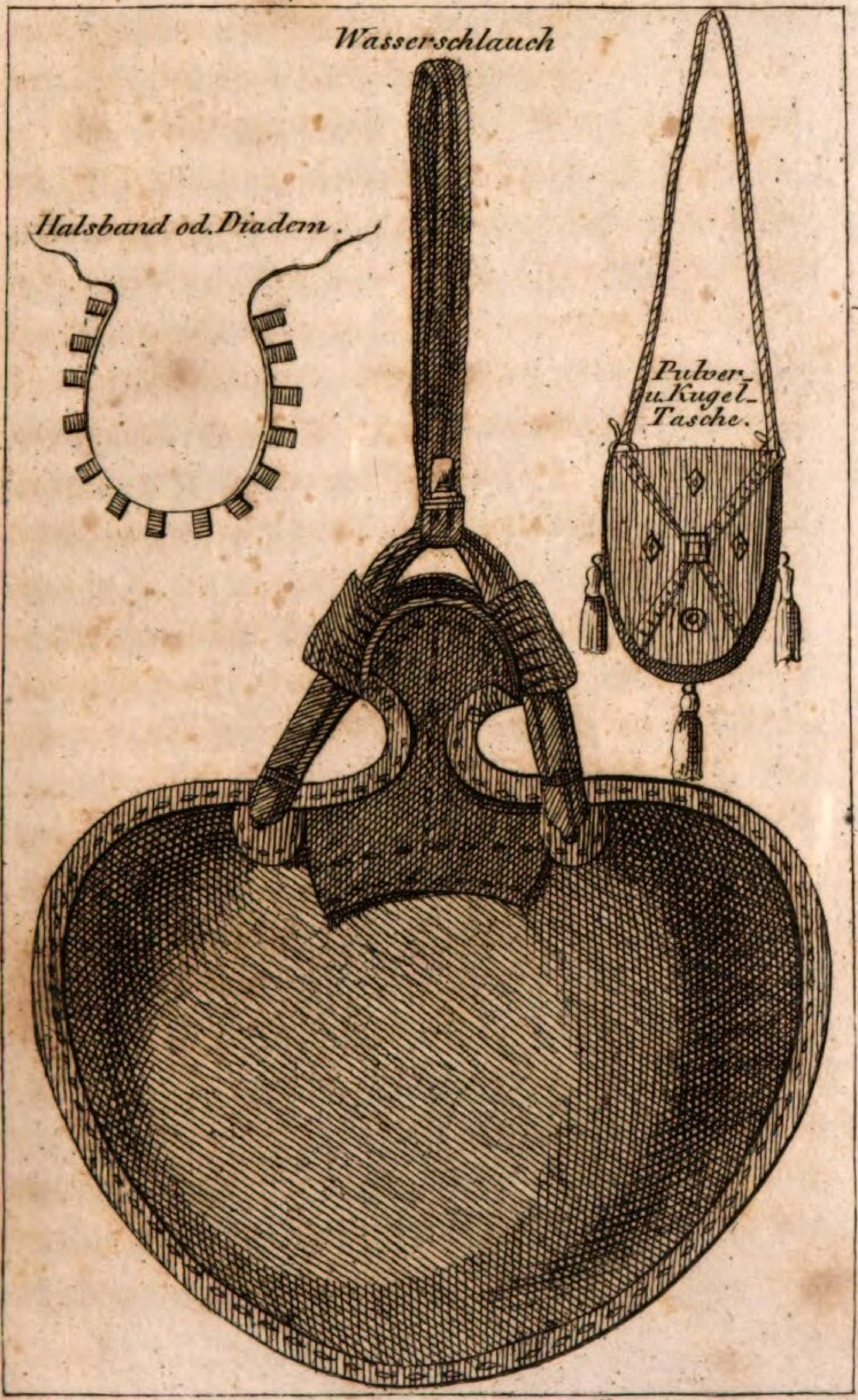
Die edlen Pferde stehen hoch im Preise, der Verfasser war Augenzeuge, daß der Damel oder Fürst von Cayor eines mit fünf und zwanzig Sclaven, also fast in einem Preise von viertausend Gulden in unserem Gelde bezahlte. Der Verfasser brachte auch eines nach Frankreich, das nur etwas über dreyhundert Gulden kostete, jedoch sehr jung, milchweiß, und durch seine schöne Gestalt, vorzüglich aber durch die Zartheit der Glieder ausgezeichnet war.

Wir haben bereits oben dargestellt, auf welche Weise die Mohrinnen aus Ziegen- und Kamehlhaaren die Zeuge zu den Zelten weben. Im Innern der Wüste machen andere We-

der feinere Zeuge zu Schürzen oder Röcken, die auf verschiedene Weise gefärbt werden; auch verfertigen sie gröbere zu Mänteln.

Die Felle ihres Viehes, und der wilden Thiere wissen sie sehr geschickt zuzurichten und zu gärben; sie bereiten ihr Leder nicht nach Corduanart; doch wissen sie es ungemein geglättet zu machen, schwarz, roth und gelb zu färben, und mit allerley Zierathen und Zeichnungen aufzuschmücken. Sie machen daraus Schläuche, Naphas oder Taschen, Sättel, Pferdgeschirr, Zügel, Schuhe, Sandalen und Futterale für ihre Waffen; dann runde Sitze auf die Kamehle, und lederne Kapseln in allen Formen, in welche Worte des Korans eingenähet sind. Alle diese Dinge sind sehr künstlich gearbeitet, und sehr wohl genähet, und zwar mit einem sehr dünn geschnittenen, und wie Zwirn gedrehten Leder. (Siehe das Kupfer.)

Ihre Steigbügel, Gebisse, Zagayen, Pfeile, und verschiedene Eisengeräthe machen sie sich selbst; auch bessern sie die Gewehre so gut oder schlecht aus, als sie können, und schmieden sich Säbel und Dolche aus Eisen, das sie ent=


Wasserschlauch
Halsband od. Diadem.
Pulver-
u. Kugel-
Tasche.

weder von den Europäern oder von den Negern im Innern sich verschaffen.

Die Menscharts, ein Volk, das zum Theile Ackerbau treibt, zum Theile ein nomadisches Leben führt, haben Handwerker unter sich, welche Schalen, hölzerne Mörser und plumpe Pflüge machen.

Sie haben auch Künstler, die Gold und Silber bearbeiten. Sie verfertigen nicht ohne Geschicklichkeit und Geschmack Ohrgehänge, Ringe, Armbänder, Fußkettchen, und Halsgehänge, die von Fürsten, oder von Reichen und ihren Frauen getragen werden. Sie bekommen für ihre Mühe den zehnten Theil dessen, was das verarbeitete Gold oder Silber wiegt. Sie arbeiten auch die Griffe an Säbeln oder Dolchen und überziehen sie mit Gold oder Silber. Diese Künstler ziehen durch ganz Afrika und arbeiten bey den verschiedenen Negervölkern immer eine Zeit lang; sie machen Reisen von hundert bis zweyhundert Meilen. Sie verlegen sich vorzüglich auf Drahtarbeiten mit kleinen Goldperlen. Sie bringen ein Matt an Gold und Silber durch eine Auflösung von Salz in Tamarinden-Absud hervor.

Theils von den Vortheilen gelockt, theils von Noth getrieben, liegen die Mohren dem Handel ob, und durchziehen deßhalb Afrika in allen Richtungen. Einige verführen das Salz aus ihren Minen bis in das Herz von Afrika und tauschen sich dagegen Gold ein, andere treiben ihre Heerden zu den Negerfürsten, oft die ansehnlichsten Strecken weit, noch andere dringen bis nach Yemen, und machen unter dem Vorwande einer religiösen Fahrt einen desto vortheilhafteren Handelsverkehr, weil sie den Völkern Achtung einflößen, die in ihnen mehr die Pilger als die Kaufleute ehren.

Endlich verkaufen die verschiedenen Stämme am Senegal den Europäern Straußenfedern und Ambra; vom Sclavenhandel haben wir bereits gesprochen, und vom Gummihandel wird weiter unten die Rede seyn.

Achtzehnter Abschnitt.

Jagd und Unterhaltungen.

Die Mohren jagen zum Theile aus Nothwendigkeit, zum Theile zu ihrem Vergnügen. Die Eber, die in einigen Theilen der Wüste ziemlich zahlreich sind, und andere wilde Thiere, welche ihre Heerden anfallen, nöthigen sie, sich gegen diese verderblichen Feinde zu vereinigen. Wenn sie für gute Jäger gelten, so verdanken sie diesen Ruhm mehr ihrer Geduld, als ihrer Geschicklichkeit; sie schießen nie, wenn sie nicht ihrer Sache gewiß sind, denn sie fürchten, das Pulver umsonst zu verbrauchen. Sie haben Geduld im Übermaße, wenn es sich darum handelt ein Thier zu erlegen; man sieht sie ganze Tage lang lauern, bis ihnen dasselbe gerade in den Schuß kommt.

Inzwischen gibt es doch eine Art Jagd, die sie leidenschaftlich lieben, nämlich die Straußenjagd. Bey dieser müssen sie zu Pferde seyn. Einige zwanzig treten zusammen und

stellen sich in der Richtung gegen den Wind auf Entfernungen von einer Viertelstunde weit von einander. Sobald sie ein Thier bemerken, treiben sie es in die Enge. Der Strauß, der mit seinen Flügeln gegen den Wind nicht ausslangt, kehrt eiligst wieder um, weicht dem ersten und zweyten Reiter aus, doch wenn er auch gewandt genug ist, selbst noch dem dritten zu entkommen, so muß er doch unfehlbar den übrigen unterliegen. Bey dieser Jagd werden selten Flinten gebraucht, sondern man schleudert zwey Schuh lange Stäbe sehr geschickt an den Hals des Thieres, damit es stürzt, man tödtet es sonach, rauft die Federn aus, und theilt diese sowohl, als das Fleisch, welches nicht unschmackhaft ist.

Bey der Jagd, im Kriege und bey jedem Verkehr können Dinge von ungleichem Werthe vorkommen, die nicht leicht zu theilen sind. Die Monscharts haben ein sehr einfaches Mittel, jedem Zanke vorzubeugen. Sie machen aus der zu vertheilenden Sache eben so viele Antheile als Glieder sind. Jedes dieser Glieder gibt dann irgend eine Kleinigkeit als ein Merkzeichen in eine Schürze, in welcher diese Zeichen wohl gemengt werden. Man ruft

dann ein Weib oder ein Kind, das eben vorübergeht herbey, und läßt dasselbe ein Zeichen nach dem anderen herausziehen, und auf einen der Antheile legen. Jeder sucht dann sein Zeichen, und nimmt den Theil, zu dem es gekommen war; wohl dem, der das Beste davon trug!

In den Lagern kommen alle Abende nach Sonnenuntergang Männer, Jünglinge und Kinder zusammen, und üben sich in Spielen, wobey es sich um Stärke oder Geschicklichkeit handelt; auch wird getanzt. Spielleute, die aus Negern bestehen, rühren eine abscheuliche Trommel und spielen eine Art Laute, und erwecken die Freude; man bleibt bis Mitternacht, und bey Mondenschein wohl auch länger beysammen.

An Freytagen, welche Feyertage sind, kommen die Männer von mehrern Horden zusammen, und reiten zur Wette, werfen Zagayen, und treiben allerley kriegerische Übungen. Bey solchen Gelegenheiten kann die Jugend sich zuerst auszeichnen, und Proben von Geschicklichkeit und Kraft ablegen.

Die Poesie hat für sie viel Reitz, sie wissen lächelnde mit düstern Farben zu mengen,

wie folgende Beyspiele zeigen: drey Lieder, die bey einem Feste oder Folgar unter Tanz und Musik waren vorgetragen, und von dem Verfasser sogleich übersetzt worden; wir wollen sie so treu, als möglich, geben.

1.

Fatme nur ist mein Verlangen,
Wie mein Leben lieb' ich sie,
Und an and'ren Mädchen hangen
Werd' ich wahrlich nie.

Wie, vom Mittagsstrahl versehret,
Zarte Gräser welken hin,
So, von Liebesgluth verzehret,
Welkt mein Herz dahin.

Ach vor Wonne werd' ich sterben,
Wenn sie günstig auf mich sieht;
Ach vor Trauer werd' ich sterben,
Wenn sie höhnisch flieht.

Könnt' in gröſs'rer Qual ich schweben?
Nacht umdüstert meinen Sinn.
Saget, Freunde, ist mir Leben,
Ist mir Tod Gewinn?

2.

Unsinnige! welch falscher Geist
Kann euch verleiten, meiner Freundinn Ehre
So schwer zu kränken? und der Eifersucht
Ertödtend Gift mir in die Brust zu träufeln?

Umsonst! Ich hasse Eifersucht,
Und will sie ewig hassen; Erz nur traf
Der Stoß nach meiner Brust; er prallt zurück,
Und droht den Untergang euch selbst.

Rein, wie der Tag, ist meiner Liebsten Herz.
Laßt ab zu sprühen der Verleumdung Geifer,
Denn meine Liebe bleibt unwandelbar,
Und mit dem Leben nur kann sie erlöschen.

3.

Ihr Wandrer, werfet einen Blick
Voll Ernstes auf mein Grab;
Denn jeden führet das Geschick
Gar bald zu mir herab.

Der kalte Hauch des Todes thürmt
Zu Leichen Groß und Klein;

Wie Wind, der in der Wüste stürmt,
Zu Hügeln Sand und Stein.

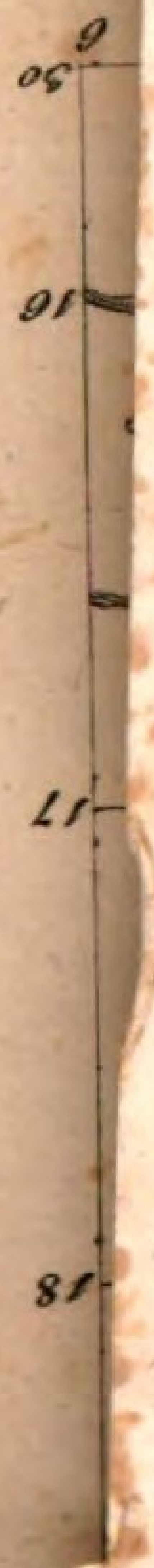
Des Lebensfreuden, kostet sie!
Genießet jede Lust!
Auch ich verschloß den Freuden nie
Die lebensfrohe Brust.

Ein ungestümer Renner trug
Mich einst im wilden Lauf
Zu Schlachten, die ich siegreich schlug,
Und schien gar stolz darauf.

Ein junges schönes Weib war mein,
Voll sanfter Zärtlichkeit;
Die Liebe nahm das Herz mir ein,
War meine Seligkeit.

Des Stammes Haupt war ich entzückt
Als Held sein Ruhm zu seyn,
Im Frieden fühlt' ich mich beglückt,
Ihm Geist und Kraft zu weih'n.

Auf, kostet diese Freuden auch!
Gar schnell das Leben flieht,
Genießet, eh' des Todes Hauch
Euch jeder Lust entzieht!



Bayerisc
Staatsbibli
Münche

Neunzehnter Abschnitt.

Gummihandel.

Im Handel kommen zwey Gattungen vom Gummi vor, die der Mimosa oder Gummibaum erzeugt; des eine ist unter dem Nahmen des arabischen bekannt und kommt aus Syrien, der andere heißt Gummi vom Senegal, und wird aus den Umgegenden dieses Flusses gezogen. Den letzteren erkennt man an dem Bdellium, einer Art gemeinen Baumharzes, womit er stets gemischt ist. Beyde Arten werden von der nämlichen Gattung Bäume ausgetrieben, und sind ganz ähnlich, doch scheint am Senegal sich zweyerley Gummi zu finden, rother und weißer, allein es mangelt hierüber noch an einer bestimmteren Aufklärung.

Man gebraucht den Gummi in Europa in unzähligen Manufacturen, zur Erzeugung von Tinten, und zu Färbereyen, auch werden damit die Gaze und verschiedene andere

Seidenzeuge zugerichtet, und in der Medicin wird er häufig angewendet, weil er nahrhaft und stillend ist. Wegen des Krieges zur See war er in einigen Gegenden von Europa selten geworden, so, daß man auf andere Mittel verfiel, wodurch dem Gummihandel einiger Eintrag geschah; am Senegal wird er jedoch immer den Hauptverkehr ausmachen.

Wir haben schon bemerkt, daß der Gummi aus drey Wäldern gezogen wird; der Wald Sahel liefert weißen und gehört den Trarzats; die Wälder El-Hiebar und Al-Fatak gehören den Bracnats und Darmancuts zwischen dem zehnten Grade nördlicher Breite und dem Wendekreise. Die Regenzeit tritt in Afrika nur in den Monathen July, August, September und October ein. Das Wasser ergießt sich dann in Strömen, der Wachsthum macht reißende Fortschritte; auf den Regen folgt der Ostwind. Dieser kommt durch die brennenden Wüsten Lybiens an den Senegal, wird aber durch die Seewinde gemildert, und trägt, statt ungesund zu seyn, vielmehr dazu bey, daß die Fieber nachlassen, indem er die Dünste vertreibt, die durch

die Gährung der vom Wasser in Fäulniß versetzten Gegenstände entstehen.

In der Wüste, wo er durch Seewinde nicht gemildert wird, wüthet er, wie ein verzehrendes Feuer, zersplittert und beugt Bäume, und veranlaßt am Gummibaume die häufige Absonderung des Saftes, welcher an Sonne und Wind bald trocknet und erhärtet, und Kügelchen, fast wie ein Taubeney groß oder etwas größer bildet, die mehrere Unzen schwer sind. Diese Absonderung verdankt man ganz der Natur; die Kunst hat nichts dabey zu thun. Im December brechen die Mohren von ihren Oasen nach den Wäldern zur Gummilese auf. Diese Arbeit beginnt im Hornung, und dauert ungefähr sechs Wochen. Man sammelt den Gummi in große lederne Schläuche, und ladet diese auf Kamehle oder Tragochsen; ein Kamehl trägt fünf bis sechs Centner: ein Ochs aber bey hundert fünfzig Pfund.

Der Stamm der Darmancuts hatte sonst ausschließend die Lese in den Gummiwäldern und den Handel mit den Europäern; allein schwach an der Volkszahl, und fast ganz aus Priestern zusammengesetzt, ist er nach Stand

und Charakter wenig kriegerisch, und mußte sich daher von den benachbarten unternehmenderen Stämmen diese Vortheile entreißen lassen.

Von den drey Gummiwäldern blieb ihm nur jener, der am wenigsten ergiebig ist. Die Trarzats haben sich des besten bemächtiget, und die Bracnats haben den zweyten genommen, jedoch ihr Interesse mit jenem der Darmancuts verknüpft.

Der Wald Sahel, den Trarzats gehörig, liegt zwanzig Meilen von Portendik und zwey und zwanzig Meilen von der Wüste in einer Lage, die für die Nation, welche ihn besitzt, sehr vortheilhaft ist. Sie kann den Gummi nach dem einen oder anderen Stappelplatze bringen, und da zwey verschiedenen Nationen auf beyden das Recht zusteht, Handelsverkehr zu treiben, können die Trarzats bey dieser Concurrenz den Preis des Gummi steigern. Die Engländer dürfen zwar nur zu Portendik Gummi kaufen; doch ziehen sie dasselbe größten Theils an sich, weil sie die indische Leinwand und ähnliche Zeuge, welche die Mohren sehr suchen, und genau von den europäischen zu unterscheiden wissen, um

einen billigeren Preis geben könnten. Weil inzwischen die französische Regierung vormahls den Oberhäuptern der Trarzats sehr ansehnliche Geschenke gab, ließen diese alljährlich einen Theil der Ausbeute an Gummi auf den Handelsplatz in der Wüste, zwey und zwanzig Meilen von der Insel St. Louis bringen; doch machten sie stets die ungeheuersten Preise, und drohten, mit der Waare nach Portendik zu gehen, und diese an die Engländer zu verkaufen, wenn man das Verlangte nicht geben würde.

Durch einen Mißbrauch, der alle Aufmerksamkeit verdient, sind die herkömmlichen Gaben, eine wahre Steuer an die Oberhäupter der Wilden, um den Handel nicht aus den Händen zu lassen, aus dem Fond der Regierung bestritten worden, da sie doch vom Handelstande, zu dessen Gunsten sie einzig bestritten werden, zu bezahlen wären, und weit entfernt, sich nach der Menge des Gummi zu richten, das auf die Handelsplätze gebracht wird, werden sie vielmehr als ein bleibender Tribut betrachtet, der zu berichtigen kommt, selbst wenn der Platz mit Waaren schlecht versehen ist.

*

Die Bracnats und Darmancuts bringen die Ausbeute aus den Wäldern Al-Fatak und El-Hiobar, auf den sogenannten Platz der Marabuts, ungefähr ein und zwanzig Meilen von der Insel St. Louis, der etwas näher als die Wüste ist.

Der Gummihandel beginnt im April, und endet im Juny, die zu demselben bestimmten Fahrzeuge sind ganz schlagfertig ausgerüstet und mit Schirmsegeln bezogen, als ob sie zum Kampfe zögen. Sie sind mit kraftvollen Negermatrosen bemannt, und einer oder zwey Weiße führen das Commando. Weiße Matrosen würden weder die Hitze noch die sonstigen Beschwerlichkeiten dieser ermüdenden Fahrt ertragen, bey welcher oft des Tags kaum eine oder zwey Meilen gemacht werden können, und die Schiffe oft an Stricken gezogen werden müssen, weil man wegen der Krümmungen des Flusses mit Segeln nicht auslangen kann. Sobald man bey der Wüste anlangt, gibt man den Mohren durch einen Kanonenschuß das Zeichen, daß sie an das Ufer des Flusses kommen sollen.

Keine Gegend verdient mehr den Nahmen der Wüste, als jener Platz. Man denke sich

eine ungeheure, mit feinem weißen Sande überdeckte Ebene, auf welche die brennenden Sonnenstrahlen senkrecht einfallen. Nie wird der Blick dort durch irgend ein Grün erquickt, nie nähern sich die Bewohner der Luft, um die Öde durch ihren Gesang zu beleben; nur wenige wilde oder scheue Thiere lassen zuweilen die Spuren ihrer eiligen Flucht zurück, die aber in dem beweglichen Sande auch gar bald verschwinden.

Stets herrscht dort ein heftiger Ostwind, der die Schiffsmasten und sonstigen Balken beugt und mit Gewalt sprengt. Die Brust trocknet aus, der Durst wird unlöschbar und nirgends findet sich ein Tropfen Wasser. Die Meeresfluth dringt in den Fluß hinauf bis zu jener Stelle, so daß auch das Flußwasser dort nicht trinkbar ist, und man dieses mehrere Meilen weit herbeyhohlen muß. Wirbelwinde thürmen Sandsäulen in der Luft auf, welche das Tageslicht verdunkeln, und Menschen und Schiffe zu überdecken drohen.

Beym Beginn des Handels ist mit einem Mahle der Schauplatz umgestaltet; die Ebene, zuvor ein Grab der Natur, deckt sich nun mit Staubwolken, aus welchen bald tausend

Kamehle, Tragochsen und Pferde hervortreten; eine große Anzahl Volkes schlägt Zelte auf. Eine ungemeine Thätigkeit, Gesänge und Tänze treten an die Stelle der vorherigen Todtenstille; und wenn auch der Ostwind stürmt, und die Sonnenhitze nicht nachläßt, so liegt doch ein Trost darin, in gleicher Lage mit so vielen anderen Menschen zu seyn.

Zu den Drangsalen, die schon der Ort an sich erzeugt, gesellen sich noch tausend andere aller Art.

Scharen von Mohren vertheilen Rollen unter sich, die einen geben sich für Oberhäupter, die andern für ihre Vertraute oder Diener aus, suchen die arglosen Weißen zu täuschen, und durch Zusicherungen ihres Schutzes und eines vortheilhaften Handels Geschenke herauszulocken. Die wahren Oberhäupter begünstigen oft diese Betriegereyen, um an dem Vortheile mit Theil zu nehmen. Sie treten endlich selbst auf, um die herkömmlichen Gaben in Empfang zu nehmen. Schlauheit, List, Drohungen, überspannte Forderungen und immer neue Anstände werden aufgebothen, um die herkömmlichen Gaben

zu vergrößern, die einmahl zugestanden, für das nächste Jahr zur Pflicht werden. Die Weiber mit ihrer unersättlichen Begierlichkeit vermehren ebenfalls die Forderungen. Man muß Zeuge dieser Auftritte gewesen seyn, und die ganze Last dieser Unannehmlichkeiten und Streiche gefühlt haben, um sie würdigen zu können. Die Mohren haben ein Phlegma, das die Weißen foltert. Ihre Geduld und Kaltblütigkeit bringt die Hitze der Europäer um so mehr in die Enge, da diese nichts sehnlicher wünschen, als eiligst abzuschließen. Wenn sie vergebens Vernunftgründe und Halsstörrigkeit aufgebothen, sehen sie doch endlich, von Verdrießlichkeiten und Hitze erschöpft, sich genöthiget, in einen Theil der neuen Forderungen zu willigen, ausgenommen, wenn eine lange Gewohnheit und ein erprobtes Temperament sie für diese Art Verkehr schon ganz geeignet gemacht hat.

Nach den Oberhäuptern kommen nun erst die Verkäufer, welche die Scene erneuern, um einen bessern Preis zu ertrotzen. Ist auch die Waare bereits am Ufer, so laden sie doch diese wieder auf ihre Thiere, und lagern sich auf eine Meile landeinwärts. Ein dienstfer-

tiger Mohr erbiethet sich, die Oberhäupter zu bewegen, daß sie wieder zurückkommen, der Handel geht von vorne an, und einer, der mit diesen Streichen nicht bekannt ist, zahlt die unnütze Dienstfertigkeit sehr theuer. Ist man endlich über den Preis einig, so ist man es noch keineswegs über das Maß, welches Quantar heißt, und in einer großen Tonne besteht, welche die Europäer erweitern, so oft sie nur Gelegenheit dazu finden. Dieses Maß, wenn es schon voll ist, entleert sich mittelst einer in den Boden angebrachten Klappe, welche das Gummi in das Schiff durchfallen läßt. Ursprünglich enthielt es hundert zehn Pfund nach unserem Gewichte, man brachte es aber bis auf zwölf Centner. Auf diese Weise suchte man sich gegen die Streiche der Mohren ebenfalls durch einen eben nicht ehrlichen Streich schadlos zu halten.

Alle die Verdrießlichkeiten und Unannehmlichkeiten zu beschreiben, die man während dieses Handels zu ertragen hat, ist schlechterdings unmöglich, man muß alle Drohungen, Unbilden und Schmähungen der Wilden selbst erfahren haben. Stets drohen sie mit gezücktem Dolche. Zwey bis dreyhundert Mohren drängen sich auf ein Schiff, daß man ersti-

cken möchte, während die eine Hälfte der Schiffsmannschaft arbeitet, und die andere Hälfte unter Waffen steht, mit der brennenden Lunte in der Hand, um nöthigen Falles durch Kanonenschüsse die Wilden zurückzutreiben, die unfehlbar das Schiff plündern würden, wenn sie nicht durch Furcht zurückgehalten würden.

Man behauptet, die alte ostindische Compagnie habe jährlich am Senegal zehntausend Centner Gummi aufgebracht, und alles, was über den wahrscheinlichen Bedarf in Europa mehr vorhanden war, über Bord geworfen, um die Waare stets im gleichen Preise zu erhalten.

Kurz vor der französischen Revolution hat die Senegalische Compagnie an den Landungsplätzen in der Wüste stets jährlich viertausend Centner Gummi aufgebracht, und die Engländer verschafften sich zu Portendik zwey tausend Centner, welche Quantitäten für den gesammten Bedarf der europäischen Manufacturen hinreichend schienen. Wir haben schon bemerkt, daß man in der neueren Zeit glückliche Versuche machte, das Gummi durch ähnliche Materialien zu ersetzen, es würde daher

Bayerische Staatsbibliothek München

überflüssig seyn, diesen Handelszweig durch mehrere neuerliche Nachforschungen erweitern zu wollen; dieses wäre aber allerdings thunlich, denn man hat neue Gummiwälder entdeckt, aus welchen noch keine Ausbeute gemacht wurde. Es läßt sich annehmen, daß in dem Falle, wenn man den Mohren das Gummi nicht mehr so theuer bezahlen wollte, dieses ohnehin zur Arbeit wenig aufgelegte Volk nicht mehr auflesen würde, als zur Bedeckung seiner Bedürfnisse hinreicht, und daher der Versuch nur nachtheilig wäre.

Vor der französischen Revolution wurde ein Quantar Gummi von zehn bis zwölf Centner mit fünfzehn Stück indischer Leinwand bezahlt, welche die Mohren durch den Geruch, genau von der europäischen unterschieden; es ist zu vermuthen, daß der indische Indigo etwas Eigenes hat, das man bisher noch nicht nachahmen konnte.

Zur Zeit des Krieges ändert sich der Preis der indischen Zeuge. Die Engländer, heut zu Tage ausschließende Herren von Indien, könnten dadurch den ganzen Gummihandel an sich ziehen. Da die Mohren so sehr auf den Geruch halten, könnte man versuchen, den europäischen Zeugen mit Gewürznelken, Zimmt-

oder Bisam einen Wohlgeruch zu geben, und dann bey jenem Mittel stehen bleiben, das bey jenem Volke einen Absatz erwirbt. Der Verfasser hatte mehreren Kaufleuten, die sich auf den Gummihandel verlegen wollten, diese Idee vorgelegt, und sie fanden bald, daß sie allerdings rücksichtswürdig wäre.

So konnte der mittlere Preis eines Stücks indischer Leinwand bey zehn Gulden angeschlagen werden; der Mittelpreis eines Quantars Gummi am Senegal kam daher auf hundert fünfzig Gulden, wornach das Pfund beyläufig zu neun Kreutzer angeschlagen werden konnte, und nie über zwölf Kreutzer steigen sollte.

Es läßt sich nicht voraussehen, in wie fern die französische Regierung nach den Verhältnissen, die durch die Staatsverträge vom Jahre 1814 wieder hergestellt wurden, neuerliche Unternehmungen in Hinsicht dieses Handels zweckmäßig finden werde. Die obige Darstellung zeigt, worauf Kaufleute zu sehen hätten, um ihren Vortheil zu erzielen, und zugleich den europäischen Erzeugnissen einen ausgebreiteten Absatz in jenen Gegenden zu verschaffen.

Inhalt

des zweyten Bändchens.

I. Abschnitt. Ursprung der Mohren.
II. Abschnitt. Monselemiuen und Mohren, Bewohner von Sahara.
III. Abschnitt. Oberhäupter der Mohren.
IV. Abschnitt. Lager oder Aduars.
V. Abschnitt. Kleidung der Männer.
VI. Abschnitt. Kleidung der Weiber.
VII. Abschnitt. Lebensmittel und Art, diese zuzurichten.
VIII. Abschnitt. Charakter.
IX. Abschnitt. Religion.
X. Abschnitt. Weiber.
XI. Abschnitt. Ehen.
XII. Abschnitt. Kindererziehung.
XIII. Abschnitt. Begräbnisse.
XIV. Abschnitt. Gastlichkeit.
XV. Abschnitt. Dieberey.
XVI. Abschnitt. Krieg und Sclavenraub.
XVII. Abschnitt. Künste und Industrie.
XVIII. Abschnitt. Jagd und Unterhaltungen.
XIX. Abschnitt. Gummihandel.

1049

INRICH
binderei
enburg/L.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Breton, Jean Baptiste Joseph, 1777-1852

Das westliche Afrika, oder Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten der Afrikaner zwischen dem Senegal und Gambia und der Mohrenstämme in der groß en Wüste nebst naturhistorischen Bemerkungen und der Geschichte der afrikanischen Colonien ; mit 44 Kupfern, zwey Landkarten und einem
Bd.: 2

Pesth [1816]

H.afr. 8069 d-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10432356-7